Eg. 11.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-313571-p0002-0

Belustigende Erzählungen

aus dem

Französischen übersetzt.

Frankfurth und Leipzig,
1765.

KŒN.PR.FR.
UNIVERS.
ZVHALLE.

Inhalt.

I.) Armindes oder der falsche Ritter von St. Jacob. S. 1

II.) Der von dem Glücke unterstützte Ehrgeiz. 33

III.) Der bestrafte Hochmuth, oder der betrogene Betrüger. 45

IV.) Der üble Ruf ist ein Schandfleck, den auch der Tod nicht auszulöschen im Stande ist. 67

V.) Alles kömmt auf die Art und Weise an wie man es anfängt. 75

VI.) Don Felix oder der Mensch, der sein eigen Unglück suchet. 109

Armindes
oder der falsche Ritter von St. Jacob.

Eine spanische Erzählung.

Unter den jungen Leuten welche zu Salamanka studirten, war einer aus Navarra, und ein anderer aus Arragonien, welche die Freundschaft so mit einander vereiniget hatte, als wenn sie einerley Milch gesogen hätten. Der erste hieß Franz Oriango und war aus einer sehr armen Familie, welche kaum das Nothwendige hatte, und die sich mehr durch ihre Mäßigkeit unterhielt, als durch ihre Arbeit in den Bergen, welche zwischen Pampelone und St. Sebastian liegen. Er hatte ein bischen Logik gelernet, und

disputirte daher so ziemlich gut. Diese Fähigkeit hatte er einem Irrländer zu verdanken, bey dem er in kurzen dermassen zugenommen hatte, daß seine Familie, die über diesen guten Fortgang vergnügt war, eine kleine Summe zusammenschoß, und ihn damit auf die Universität schickte. Seine Eltern hielten ganz gewiß davor, daß er es daselbst so weit bringen würde, daß er mit der Zeit vermittelst einer von den Belohnungen, welche graduirte Personen bekommen, ein grosses Glück machen würde. Unter allen philosophischen Wissenschaften hatte er die Moral am wenigsten getrieben; alles was er davon wuste, bestund in einigen Grundsätzen, welche ihm seine Eltern in seiner Kindheit beyzubringen gesucht hatten. Als er sich dahero weit genug von ihnen entfernet sahe, daß er ihre Erinnerungen nicht mehr zu befürchten hatte, so richtete er seine Grundsätze nach den vorkommenden Fällen ein, und dachte nur in so weit daran, als sie seinem Vergnügen und seinen Vortheilen nicht zuwieder waren. Er gerieth in eine Gesellschaft Studenten, wovon die meisten mehr für ihr Vergnügen, als für den Fortgang in den Wissenschaften sorgten. Diese bekamen grosse Wechsel, womit sie ihren Aufwand bestreiten konnten: der arme Viango hingegen hatte weiter nichts als einen neuen Rock und etwas Wäsche, nebst einigen Realen mitgebracht, womit er nicht viel anfangen konnte. Dafür besaß er aber Gaben, die ihm mehr halfen, als alles, was er in der Philosophie gelernet hatte. Er war von Natur ein Poete, und machte ein Sonnet, eine Romance

und

und andere kleine Gedichte, welche ihm Ehre brachten und die er denen dedicirte, welche großmüthig genug waren, ihm eine kleine Belohnung dafür zu geben. Er war tapfer bis zur Kühnheit, und konnte viel besser fechten als viele, die Profeßion davon machten.

Armindes, der andere, war ein guter Bauer-Sohn, aus der Gegend von **Huesca** in **Arragonien**. Er hatte einen Edelmann zum Pathen gehabt, der sich seiner mehr angenommen hatte als man sich gemeiniglich eines Pathen anzunehmen pfleget. Dieser hatte von seiner Wiege an Sorge für ihn getragen, und ihn nebst seinen Kindern von einen geschickten Lehrmeister auferziehen lassen. Er hatte in diesem Hause einen Begriff von den schönen Wissenschaften nebst einem gewissen standesmäßigen Ansehen bekommen, welches die Keuschheit seiner Mutter mehr als einmal verdächtig gemacht hatte. Man wollte einen Advocaten aus ihm machen: und in dieser Absicht war er nach **Salamanka** gekommen die Rechtsgelehrsamkeit daselbst zu erlernen, damit er einmal ein Amt bekommen, und dadurch die Armuth seiner Eltern erleichtern möchte. Dieses war die Absicht des Pathen; er starb aber einige Zeit nach des **Armindes** Abreise, wodurch sein Glück auf einmal vernichtet wurde. Da er nun von demselben keine Unterstützung mehr zu gewarten hatte, so überließ er sich seinem Glücke, welches ihn durch gewisse Mittel in einen guten Zustand setzte, wovon man sich keinen so glücklichen Ausgang versprechen konnte.

Armindes und Oriango hatten zweyerley mit einander gemein. Beyde waren grosse Schläger, und beyde sahen sich genöthiget von ihren Talenten zu leben. Sie waren auch einander nicht etwa aus einer niederträchtigen Eyfersucht zu wider; Nein sie dachten gründlicher. Ihre Freundschaft und ihr Vortheil verband sie mit einander, und machte sie unzertrennlich. Diese beyden tapfern Leute, wovon jeder des andern Streitigkeiten allezeit für die seinige hielt, setzten sich bey allen Studenten, die damals in Salamanka waren gar leicht in Ansehen. Sie setzten alle diejenigen in Contribution, welche mehr Geld als Muth hatten, und wer einen Feind hatte, erkaufte ihren Schutz. Die Liebe machte aber, daß sie eine andere Lebensart erwähleten.

Eine Bande Comödianten, die in Spanien herumzog, kam nach Salamanka. Armindes und sein Freund wollten an diesem Vergnügen gleichfalls Antheil nehmen, und beyde konnten den Reizungen zwoer Actricen nicht widerstehen. Armindes hatte von Natur ein zärtlich Herz: ein schöner Gegenstand machte bey ihm gleich einen so tiefen Eindruck, daß er nicht mehr Herr über seine Neigung war. Sein Freund bemerkete seinen Zustand gar bald, und da sie aus der Comödie kamen, so giengen sie mit einander spaziren, wobey von nichts als von Lucinden und Rosetten gesprochen wurde. Sie entdeckten einander die heftige Liebe, welche sie gegen diese beyden Schönen hegeten; und nachdem sie hin und her auf Mittel gedacht

hat-

hatten, wie sie ihre Gunst erlangen wollten, so hielten sie dieses vor das kürzeste, wenn sie selbst unter die Bande giengen, damit sie ihre Schönen jederzeit sehen, mit ihnen reden und sich die Gelegenheiten zu Nutze machen könnten, welche das Ohngefähr Leuten beständig an die Hand giebt, die täglich mit einander umgehen, ohne derer zu gedenken, die sich eine sinnreiche Liebe zu verschaffen weiß.

Armindes entdeckte dieses Vorhaben zuerst. „Was machen wir hier? sagte er, was wird uns unser Studiren helfen? Unsere Armuth leget uns tausend Schwierigkeiten in den Weg. Wir wollen sehen wie es beym Theater gehet. Diese Profeßion verschaft uns bey grossen Herren Zutritt, wenn wir sie zu belustigen das Glück haben, und giebt uns Gelegenheit, mit den schönsten Weibern von der Welt umzugehen, deren Gunst die Fürsten und Leute von Stande sehr theuer erkaufen.„ Briango freuete sich über diesen Vorschlag und gab demselben vollkommen Beyfall. „Ihr habt recht, sagte er, und die Hülfsmittel, welche wir hier haben, werden nicht lange währen. Ein einziger unglücklicher Streit kann uns ins Verderben stürzen; wenn man aber unter der Bande ist, beständig in andere Städte kömmt, und immer andere Leute siehet, so findet man an einem Orte Gelegenheit, die man an einem andern vergeblich gesucht

hat.„ Der Schluß dieser Unterredung fiel endlich dahinaus, daß sie sich den folgenden Tag bey dem Herrn der Bande angeben wollten.

Sie begaben sich zu ihm, als Cavaliers von grossen Ansehen gekleidet, und entdeckten ihm ihr Vorhaben; er nahm sie mit Freuden an. Einer von den Acteurs, hatte mit einem von seinen Cameraden Streit bekommen, ihn niedergestossen und war selbst so gefährlich verwundet worden, daß man sich genöthiget gesehen hatte ihn zu Astorge zu lassen, ohne daß man hoffen konnte, daß er in langer Zeit der Bande zu folgen, wieder, würde im Stande seyn. Sie stritten sich nicht lange über den Lohn, den man ihnen anboth, und man gab ihnen Rollen zu lernen, um zu Toledo mit zu spielen, wohin die Bande ziehen wollte wenn sie von Salamanka weggehen würde. Sie reiseten also mit ab, und man merkte bey der Probe gar bald, wie gut sie sich zum Theater schickten. Bey der Vorstellung selbst, erfülleten sie die von ihnen geschöpfte Hofnung vollkommen und agirten viel dreister als oft Acteurs nicht thun, die schon im Rufe sind, wenn sie zum ersten male vor einer Versammlung erscheinen, deren Geschmack sie noch nicht kennen. Die Anmuth, womit sie ihre Rollen spieleten, ihr gutes Gedächtniß und die Vernehmlichkeit mit der sie die Verse hersagten, ohne einen einzigen unrecht auszusprechen, zogen ihnen viel Beyfall, vornehmlich von denen zu, welche wusten, daß sie zum ersten male auf dem Theater erschienen. Der Herr der Bande wünschte sich dieser wegen Glück, ihre

Came-

Cameraden aber waren über diesen guten Erfolg bey weiten nicht so vergnügt. Ihre Rollen gaben ihnen oft Gelegenheit ihren Schönen Liebes-Erklärungen zu thun, und man konnte leicht merken, daß das Herz eben so viel Antheil daran hatte, als die Pflicht des Theaters. Lucinde und Rosette antworteten ihnen aber nur, was ihnen ihre Rolle vorschrieb und liessen sich weiter nichts merken, als daß sie ihre Neigung wahrgenommen hatten. Die Bande verließ Toledo, zog aus einer Stadt in die andere, und kam zu Anfange des Carnavals zu Barcelona an.

Unsere beyden Liebhaber waren in ihrer Liebe noch nicht weiter gekommen als sie im Anfange gewesen waren. Wer gesehen hat, mit was vor Dreistigkeit ein französischer Petit Maitre eine Comödiantin anredet, die er doch niemals gesehen hat, der wird sich ohne Zweifel wundern, daß zween Comödianten gegen ihre Cameraden so bescheiden gewesen sind; die Verwunderung wird aber so gleich wegfallen, wenn man überlegt, daß sie wirklich verliebt waren, daß der Spanier ehrerbietig gegen das Frauenzimmer ist, und daß endlich die beyden Schönen mit zween Comödianten von der Bande verheyrathet waren, welche man schonen muste, und welche gegen Liebhaber von der Art, nicht so gefällig gewesen seyn würden, als gegen einen reichen und freygebigen Herrn, der gleiche Absicht auf sie gehabt hätte. Der critische Zeitpunct erschien endlich. Sie wendeten so viel List an, und machten sich alle Gelegenheiten so gut zu Nutze, daß Lu-

cinde und Rosette die Liebe merkten, welche man gegen sie hegete, und sie bezahleten ihren Liebhabern alle die Seufzer welche sie bisher gethan hatten. Die beyden Männer mochten aber einigen Argwohn geschöpfet haben, dahero begaben sie sich, da mit der Faste ihre Verbindlichkeit zu Ende gieng, jeder besonders zu einer andern Bande, und nahmen ihre Weiber zum größten Verdrusse der beyden Liebhaber mit sich, so daß ihr Glück eben zu der Zeit verschwand, da sie die Früchte desselben einzuerndten anfiengen.

Sie waren einige Tage ganz unentschlossen, was sie anfangen sollten. Sie überlegten, ob es nicht vortheilhafter für sie wäre nach Salamanka zurück zu kehren und ihr Studiren nebst ihrer alten Lebensart wieder anzufangen: sie befürchteten aber, unangenehmen Spöttereyen daselbst ausgesetzt zu seyn wenn man erführe, was für eine Profeßion sie getrieben hätten. Sie waren auch Willens sich einer Gelegenheit zu bedienen, die sich damals ereignete, mit nach Italien zu gehen; und da sie alles wohl überlegt hatten, so führeten sie weder das eine noch das andere Vorhaben aus, sondern entschlossen sich nach Vallado-lit zu gehen, wo sich der Hof damals befand. Sie kamen mit sehr wenig Gelde daselbst an, und ihre erste Sorge war, wo sie Unterhalt hernehmen wollten. Sie erkundigten sich, ob nicht etwa unter den Standespersonen eine wäre, die Geschmack an den Wissenschaften hätte. Allein, alle ihre Bemühungen halfen ihnen weiter nichts, als daß jeder eine Liberey anzuziehen bekam, und sie schätzten sich noch

glück-

glücklich genug, daß sie bey dem Mangel, worin sie zu gerathen anfiengen, diese Hülfe fanden.

Nun waren sie beyde Lackeys, und hielten ihr Probejahr, welches ihnen so lang schien, daß sie gar bald überdrüßig wurden, sich bey den Geschäften ihrer Herren im Winter voller Koth zu machen und im Sommer an der Sonne zu braten; zumal da sie übel gespeiset und noch schlechter bezahlet wurden. Um sich nun hierüber einigermassen zu trösten, so gesellten sie sich zu einigen Nymphen, welche die Ufer des **Esgueve** (*) besuchten, nahmen ihren Liebhabern eine Art von Zehenden ab, und setzten so viel Leute in Contribution, als sie nur konnten. Sie beschützten davor ihre Nymphen und befreyeten sie von tausend Beschimpfungen, denen sie zuvor ausgesetzet waren. Weil aber diese unanständige Lebensart ihren Herren nicht anstund, so zogen sie ihnen die Livery aus, und liessen sie laufen. Da sie sich wieder selbst überlassen waren, so kleideten sie sich als Cavaliers, und nahmen die Mine der Herren an, denen sie bisher gedienet hatten: und weil das wenige Geld, das sie bey ihrem Abschiede erhalten hatten, zu der Figur, welche sie machen wollten, nicht hinlänglich war, so schlichen sie sich in die Spiel-Gesellschaften ein, woselbst sie vermittelst ihres Fleisses und der Unterweisung einiger geschickter Meister, die Kunst erlerneten, allezeit zu gewinnen und niemals zu verlieren. Da sie ein so schönes Geheimniß besassen, so gaben sie sich Mühe sich Freunde zu machen, und die müßigen Leute in

(*) Ein Fluß der durch Valladolit fleußt.

ihre Vortheile zu ziehen, welche sich blos in diese Gesellschaften begeben um spielen zu sehen, und die Geschenke (*) zu bekommen, welche die Spieler, die gewonnen haben, den Umstehenden geben, wenn sie aufhören zu spielen. Unter diesen Müßiggängern waren ihrer viele, welche sich, ihnen Kundleute zu verschaffen, bemüheten. Man gab ihnen getreulich von allen denen Nachricht, welche erst angekommen waren, und Geld zu verspielen hatten, weil diese Leute jederzeit ihren Theil von dem Gewinste bekamen. Dieses gieng so ziemlich gut, bis endlich unter den einfältigen Schafen, die ihnen in die Hände fielen, ein junger Mensch von vornehmer Familie kam, der nachdrückliche Empfehlungsschreiben an den Hof hatte. Er hatte eben einen starken Wechsel gehoben, welcher ohne viele Weitläuftigkeiten geraubet wurde. Da unsere beyden Spieler ihre Finanzen in gutem Stande sahen, so überlegten sie, daß dieser junge Mensch, wenn er sich von dem ersten Schrecken würde erholet haben, worein ihn der Verlust von so vielen Gelde gesetzet hatte, ihnen vielleicht das Eigenthumsrecht streitig machen und sich an Leute wenden möchte, die für ihn den Ersatz dieses Geldes forderten. Dieser Gedanke beunruhigte sie: sie mietheten dahero noch diesen Abend Mauleſel, und reiseten nach Sevilien ab, wo sie ohne irgend einen verdrüßlichen Zufall, in einem ziemlich gutem Aufzuge ankamen. Ausser der Neugierde, welche sie hatten, eine der berühmtesten Städte von der Welt zu sehen, hofften sie auch noch eines von den verzogenen Kindern des

Glücks

(*) Dieses nennet man in Spanien Dar Baratos.

Glücks zu finden, welche mit unsäglichen Reichthümern aus Indien zurück kommen, und die sie bey ihrer Zurückkunft eben so geschwinde wieder verthun, als sie solche gesammlet haben; ihr Schicksal fügte es aber anders. Sie hatten sich kaum mit einem Logis versehen, als sie Lust bekamen die Stadt zu besehen und die Strassen kennen zu lernen; sie durchstrichen sie ganz aufmerksam, und waren entschlossen, sich alles zu Nutze zu machen, was ihnen das Ohngefähr anbieten würde, als Armindes an einem Fenster ein junges Frauenzimmer wahrnahm, in welcher er alle die Schönheiten vereiniget zu seyn glaubte, die er bis hieher gesehen hatte, und welche eine heftige Neigung zu erregen im Stande waren. Sie war aufs höchste nicht älter als funfzehn Jahre, und ihre Reizungen waren wirklich so beschaffen, daß man sie vollkommen nennen konnte. Dieser Anblick machte ihn so unbeweglich wie eine Bildsäule, und er blieb wider seinen Willen stehen, ohne einen einzigen Schritt thun zu können. Oriango hatte das Frauenzimmer nicht gesehen, weil sie so gleich weggegangen war, und wunderte sich dahero über die Verwirrung worinne er seinen Freund sahe. Er wollte ihn aus der Zerstreuung ziehen, worinne er war; allein Armindes sagte zu ihm, indem er einen tiefen Seufzer that: „Ach lieber Oriango, mit was für einen Pfeile hat mich die Liebe jetzt nicht verwundet! Ich habe auf Zeitlebens genug, und bin verlohren, wo ich nicht für die Wunde ein Mittel finde, welche mein Herze anjetzo empfangen hat.„

Ori-

Oriango glaubte anfänglich, daß sein Freund scherzete; er sahe aber endlich, daß die Sache nur allzu ernstlich war. Er bemühete sich vergebens ihn auf die verschiedenen Gegenstände aufmerksam zu machen, die sich bey jedem Schritte zeigeten. Es gieng dem Armindes wie einem, der in die Sonne gesehen hat, und einige Zeit davon so verblendet ist, daß er von alle dem nichts siehet was vor ihm ist. Sie kamen des Abends wieder in ihr Logis zurück, und man trug ihnen das Abendessen auf; Armindes rührete aber nichts an, und brachte die Nacht in einer beständigen Unruhe zu, ohne ein Auge zuzuthun. Oriango liebte ihn, und konnte seine Seufzer nicht hören, ohne dadurch zum Mitleiden beweget zu werden. Er ermahnete ihn einen Muth zu schöpfen und von seiner Freundschaft alles zu hoffen. „Ich habe nicht nöthig, sagte er, euch durch viele Worte zu zeigen, was ich zu eurer Befriedigung zu thun fähig bin. Ihr kennet meine Neigung gegen euch, und wisset wie ich mich bey vorkommenden Gelegenheiten aus einem Handel zu ziehen weiß. Ich schwöre euch zu, daß ich euer Frauenzimmer, wenn es nöthig ist, am hellen Mittage entführen und sie in eure Arme liefern will. Verzweifelt also nicht, wir wollen nur erst sehen, daß wir erfahren, wer sie ist. Ist sie noch unverheyrathet, so könnt ihr gewiß Staat darauf machen, daß ihr sie bekommen werdet; hat sie viel Vermögen, so soll es uns an listigen Erfindungen nicht fehlen

unser

unser Vorhaben auszuführen. Ist wohl in der Welt etwas, das zween Leuten unmöglich wäre, die Studenten, Comödianten, Lackeyen und Spieler von Profession gewesen sind? Wenn man alle diese Stuffen durchgegangen ist, so muß man den Teufel selbst betrügen können.„ Diese Worte gaben dem Armindes das Leben wieder. Sie giengen frühzeitig aus, und kamen in die Strasse, wo das Frauenzimmer wohnete, woselbst sie sich nach ihren Namen und Stande erkundigten. Die Nachbarn sagten ihnen, daß es Donna Eleonore die Tochter eines reichen Kaufmanns sey, der vor kurzem nach Indien gegangen wäre, und die Sorge für sein Haus, seinem Bruder überlassen hätte, mit dem er in Gesellschaft handelte; daß dieser Bruder, der nicht verheyrathet wäre, mit seiner Schwägerin und Nichte lebte; daß alle Cavaliers aus der Stadt um diese junge Person, sowohl wegen des grossen Vermögens, wovon sie die einzige Erbin wäre, als wegen ihrer ausserordentlichen Schönheit, anhielten; und daß die Nachbarn deswegen immer Serenaden zu hören hätten. Diese Umstände machten den Oriango furchtsam, und sein Freund sahe selbst ein, daß es ihm schwer werden würde sein Wort zu halten; ein Umstand aber zog ihn aus der Verwirrung. Er erfuhr nemlich, daß in diesem Hause ein alter Cammerdiener gestorben wäre, der der Mutter gedienet, und daß der Vetter einem Bedienten den Abschied gegeben hätte. „Halt sagte er bey sich selbst, das ist was für uns. Wir müssen keine Zeit verlieren.„

Armin-

Armindes hatte das Glück an die Stelle des Cammerdieners zu kommen, und verschafte dem Oriango den Rock des fortgeschickten Bedienten. Dieser letzte wuste gar wohl, daß etwas mehr zur Sache gehörete als blos in dem Hause zu seyn, denn ihr Stand war eben nicht fähig das Herz der Donna Eleonore zu verführen; die List ersetzte aber das übrige. So bald sich Oriango, der diesen ganzen Handel regierete, dieser beyden Stellen versichert sahe, so verschaffete er seinem Freunde ein Kleid eines Ritters von St. Jacob, nebst einem Creuze von diesem Orden, und sagte ihm, daß er es jederzeit verdeckt tragen sollte. Er sagte ihm auch, daß er ihn öffentlich vor seinen Bruder ausgeben sollte, bey der Entwickelung aber müste er blos sein Bedienter seyn.

Da die Sachen also eingefädelt, und sie ihre Dienste angetreten hatten, so bemüheten sie sich die Gunst des Vetters und der Mutter dadurch zu gewinnen, daß sie die geringsten Pflichten genau ausübeten. Armindes war von Natur freygebig, und erwarb sich die Gewogenheit der andern Bedienten durch kleine Geschenke, welche er ihnen von Zeit zu Zeit machte; so daß in kurzen kein einziger im Hause war, der für ihn nicht das Leben gelassen hätte. Es waren noch vier hundert Thaler an Golde von dem Spielgewinste übrig, welche Armindes bey einem Geldwechsler niederlegte, dem es recht lieb war, daß man ihm diese Summe ohne Zinsen nutzen lassen wolte. Man verlangte weiter nichts von ihm, als daß er allezeit so gleich einen

Theil

Theil davon bezahlen solte, so oft ihm Armindes Wechselbriefe bringen würde. Weil er nun mit Gelde hinlänglich versehen war, und die Wechselbriefe jederzeit geringer waren, als die bey ihm niedergelegte Summe, so machte er gar keine Schwierigkeit darüber. Armindes ließ sich von Zeit zu Zeit einen Wechsel bezahlen, welchen er, wie er sagte, von Hause bekäme. Es war allemal eine andre Summe, und er nahm bald einen Bedienden mit, bald schickte er einen alleine zum Wechsler, das Geld abzuholen, der es ohne die geringste Schwierigkeit so gleich auszahlete. Das Geld wurde ihm fast den Augenblick wieder gebracht, und er hätte leichte muthmaßen können, daß unter diesem Handel irgend was verborgen seyn müßte, er bekümmerte sich aber wenig darum. Diese verschiedenen Summen, wovon er das Capital in Händen hatte, machten seinem Comtoir Ehre, und sie kamen so gleich wieder in seine Casse, so bald er sie ausgezahlet hatte. Er hatte dabey nichts zu befürchten, und da ihn der Nutzen, den er davon zog, weniger gewissenhaft machte, so ließ er diesen Handel gern geschehen.

Der Cammerdiener zeigete seiner Seits seine Wechselbriefe bald dem einem, bald dem andern; und empfahl ihnen sorgfältig die Verschwiegenheit, ob er schon völlig überzeugt war, daß sie es nicht thun würden. Man sprach verschiedentlich von ihm. Der Vetter und die Mutter der Donna Eleonore bekamen Nachricht davon, und hielten ihn für einen Menschen, der seinen Stand aus geheimen Ursachen

sachen verborgen hielte, und sich unter der Person eines Bedienten versteckte. Als nun **Arminden** glaubte, daß sein Capital durch vieles Aufnehmen und Zurückgeben einen vortheilhaften Begrif von seinen Reichthümern gemacht hätte, so wagte er es endlich, wiewohl ganz vorsichtig, der **Donna Eleonore** seine Liebe zu erkennen zu geben. Er warf ihr verliebte Blicke zu, und sahe sie beständig an. Ihre Augen begegneten einander oft, und sie sahe in des **Arminden** seinen die grosse Liebe, wovon sein Herz eingenommen war. Sie fühlete in den ihrigen gleichfalls eine Wallung, welche sie nicht hindern konnte, ja der Sieg war ihr sogar angenehm, den ihre Reizungen über ihn erhalten hatten. Sie wünschte, daß der Cammerdiener wirklich von solchen Stande seyn möchte, der eine so hochachtungsvolle Neigung rechtfertigen könnte.

Er glaubte, daß es nunmehro Zeit wäre, sich zu erklären, und seine Liebe auf eine verblümte Art zu verstehen zu geben. Er fieng, an einem Frühlingsabende, da sie mit ihrer Mutter im Garten spazieren gieng, wo sie den angenehmen Geruch der blühenden Bäume genieſſen wollten, eine Arie an zu singen, wovon der Innhalt dieser war: Daß **Sisiphus** seinen Felsen mit erstaunender Mühe auf den Gipfel des Berges trüge, und daß der Felsen jederzeit zurückfiele, wenn er dächte, daß sich seine Strafe endigen würde; daß **Tantalus**, seinen Durst zu löschen glaube, wenn er den Fluß sähe, daß das Wasser aber jederzeit von seinen Lippen flöhe, und sich dem ihn quälenden Durste entzöge. Daß der Aſt jederzeit

wieder

wieder in die Höhe steige, wenn er eine Frucht abbrechen wolte, ohne ihm dieselbe nehmen zu lassen. Daß sich die **Danaiden** vergebens bemüheten, ihr Faß vollzufüllen, aus welchem das Wasser wieder herausliefe so wie sie es hinein gössen; **aber** setzte er hinzu, **alle ihre Martern kommen denen nicht bey, die ich leide; sie haben zum wenigsten die Hoffnung, sie auf die eine oder auf die andere Art endigen zu sehen, ich aber zweifele, jemals das Ende meiner Pein zu sehen.**

Diese Damen hatten den Cammerdiener niemals singen hören, sie erstaunten über seine schöne Stimme, und über die Annehmlichkeit seines Gesanges. Sie bedaureten, daß er so bald aufhörete. Sie befahlen ihm fortzufahren; er gehorchte, und sang eine viel längere Arie, in welche er die Zitter spielete. Er verwieß sich darinne die Kühnheit seiner Wahl, und entschuldigte sie mit der Macht der Liebe, welche auch die allerungleichsten Dinge zu vereinigen wisse. Er wußte dieses in castilianischer Poesie, die damals Mode war, vollkommen auszudrücken, und die Sonne, die Sterne, und der Himmel wurden dabey nicht vergessen. Er sang mit einem so verliebten Tone, daß sich **Eleonore**, ob sie sich gleich einer so aufrichtigen Liebe nicht gänzlich ergab, dennoch entschloß, nichts zu verabsäumen, um gewiß zu entdecken, von was für Stande dieser Liebhaber wäre. Sie bemühete sich, dieses Geheimnis von dem **Oriango** zu erfahren. Ich habe schon gesagt, daß er sich sehr einfältig stellen

konte, und diese Rolle hatte er bey dem Eintritte in dieses Hauß, zu spielen erwählet. Eleonore suchte ihn zum Reden zu bewegen: Oriango wickelte sich aber aus allen Fragen, die sie an ihn that, und antwortete weiter nichts, als daß er den Herrn Cammerdiener als einen ehrlichen Menschen kennete. So bald sie ihn verlassen hatte, gab er seinem Freunde Nachricht davon. Sie redeten mit einander ab, daß Oriango einen Brief schreiben sollte. Man muthmassete nicht einmal, daß er lesen könnte, dahero war seine Hand ganz unbekant. Der Cammerdiener trug ihn einige Tage bey sich herum, und da er einsmals in ein Zimmer gieng, in welches die schöne Eleonore, wie er wußte, so gleich hinein kommen würde, so ließ er diesen Brief aus seiner Tasche fallen, und that, als wenn er es nicht merkete. Sie sahe ihn, hob ihn ohne etwas zu sagen auf, und gieng damit bey Seite, um ihn zu lesen, weil sie darinne die Nachricht zu finden hoffete, welche sie zu wissen verlangte. Die Aufschrift setzte sie in grosse Verwunderung. Denn sie war folgender Gestalt abgefaßt:

An Don Ferdinand Armindes von Mendoza, Ritter des Ordens von St. Jacob.

(Der Innhalt des Briefs aber war dieser.)

„Ich habe euch bis hieher noch nicht geschrieben, weil ich befürchtete, meine Briefe möchten durch eure Feinde aufge-

gefangen werden. Sie sind so mächtig, daß ich mir nicht schmeicheln konnte, daß sie ihrer Wachsamkeit entgehen würden. Anjetzo aber, da euer Bruder der Graf, seinen Cammerpagen an den Ort schicket, wo ihr euch befindet, um bey einem Auditeur, der nach Indien gehet, in Dienste zu treten; so mache ich mir die Reise dieses jungen Menschen zu Nutze, dessen Verschwiegenheit und grosse Treue ich kenne. Ich glaube, daß ich die Pflichten der Freundschaft verletzen würde, wenn ich euch nicht benachrichtigte, daß euch der König das Leben mit der Bedingung geschenket hat, daß ihr zehn Jahre zu Oran wider die Mauren dienen solltet. Diese Verbannung macht uns aber Hofnung, daß wir es so weit bringen werden, eure völlige Gnade auszuwirken, wie euch euer Herr Bruder solches selbst schreiben wird. Fasset dahero guten Muth, und ertraget den erniedrigenden Zustand mit Standhaftigkeit, worein euch das Schicksal gesetzet hat. Valladolid. u. s. w.

D. Joseph Pimentel.

Dieser Brief brachte alle die Wirkung hervor, die man davon erwartete. Donna Eleonore glaubte darinne einen deutlichen Beweis von dem Adel des Cammerdieners gefunden zu haben: denn die Liebe hatte es bey ihr so weit gebracht, daß sie

alles vor wahr hielt, was ihn der Liebe würdig machte, die sie für ihn zu empfinden anfieng. Die List befestigte die Liebe, und die Schöne überließ sich ihr ganz und gar, und hielt sich vor glücklich, daß ihr das Glück einen so verdienstvollen Liebhaber anboth. Nachdem sie den Brief vielmal überlesen hatte, so gieng sie an den Ort zurück, wo sie ihn aufgehoben hatte. Sie fand den **Armindes** daselbst in der Stellung eines Menschen, der etwas mit einiger Unruhe suchet. Sie fragte ihn, ob er etwas verlohren hätte: und er gab ihr darauf zur Antwort, daß er einige Verse müßte herausgerissen haben, woran ihm sehr viel gelegen wäre, weil sie einer von seinen vertrautesten Freunden gemacht hätte. Er sagte dieses mit einer so aufrichtigen Mine, und schien über deren Verlust so gerührt zu seyn, daß sich **Donna Eleonore** des Mitleidens nicht enthalten konnte, und ihm den Brief mit einem sehr zärtlichen Blicke wieder gab, woraus der glückliche **Arminde**s sehen konnte, daß er die Schlinge nicht umsonst geleget hätte. Er lief so gleich zum **Oriango**, und erzählete ihm dieses, welcher sich ungemein darüber freuete, und alles vor eine gute Vorbedeutung, von dem glücklichen Fortgange ihres Unternehmens, ansahe. Das Betragen der **Donna Eleonore** verdoppelte auch noch diese Hofnung: denn da sie die Unruhen gar nicht gewohnt war, welche die Liebe verursachet, so suchte sie tausenderley Vorwand, den Cammerdiener bey sich zu haben, damit sie mit ihm zu reden Gelegenheit haben möchte. So bald es Abend wurde, so überredete sie ihre Mutter, daß sie ihn singen lassen

möchte,

möchte, während daß sie im Garten wären, um frische Luft zu schöpfen. Er machte sich diese Gelegenheit zu Nutze, und wählete jederzeit solche Arien, die den Zustand seines Herzens ausdrückten. **Vriango** machte ihm die Verse, und er verstund so viel von der Musik, daß er ihnen eine Weise geben konnte. **Eleonore** bemühete sich ihrer Seits gleichfalls, ihn wegen seiner Liebe nicht in Ungewißheit zu lassen, sie drückete sich durch tausend verpflichtende Minen aus, und lobete ihn wegen seiner Stimme, und wegen des Geschmacks in der Wahl der Arien. Sie suchte nunmehro nur eine Gelegenheit, daß sie ohne Räthsel mit ihm reden könnte: und das gute Glück des Cammerdieners verschaffete sie gar bald. **Eleonorens** Mutter liebte das Spazirengehen und die Gastereyen sehr, und war übrigens auch nicht böse, daß ihre Tochter an einem Menschen Gefallen hatte, den sie von einem höhern Stande zu seyn glaubte, als er sich ausgab. Sie überlegte nicht, daß ihre Abwesenheit im Hause wider die Pflichten einer Hausmutter wäre, die auf alles, was in ihrem Hause vorgehet, genau Achtung geben muß. Eines Tages, da sie ausgegangen war, um sich an dem Ufer mit Spaziren gehen zu belustigen, und ihre Tochter alleine zu Hause gelassen hatte, kam **Arminides** nach Hause, und schloß sich mit dem **Vriango** in seine Schlafkammer ein. **Eleonore** näherte sich ganz sachte der Thüre, um ihre Unterredung zu hören, und indem sie durch das Schlüsselloch sahe, ward sie gewahr, daß der Cammerdiener, sein ordentliches Kleid abgeleget, und ein Ordenshabit der Ritter von **St. Jacob** an hatte. Sie sahe

ferner, daß er sich niedersetzte, und mit dem **Briango** sprach, der mit dem Hute in der Hand, in einer hochachtungsvollen Stellung vor ihm stund. Diese Rolle hatten sie schon zuvor mit einander abgeredet, und spieleten sie damals, weil sie merketen, daß man ihnen zuhörete. **Armindes** sagte zu dem **Briango**, daß er sich auf die folgende Nacht bereit halten sollte; weil er nicht mehr zugeben könnte, daß man der Schöne, die er liebte, in seiner Gegenwart so viel Musiken brächte. Diese Worte setzten die furchtsame **Eleonore** in Schrecken. Sie befürchtete, ihr Liebhaber möchte sich in einige Gefahr stürzen: sie rufete ihn dahero, um ihn von seinem Vorhaben abzuwenden. Er verbarg so gleich sein Ordens-Kleid, und gieng geschwind heraus, um zu vernehmen, was sie ihm zu befehlen hätte: sie gieng aber immer fort, und blieb erstlich im Garten stehen, wo sie sich bey einigen Myrtenbäumen niedersetzte. Sie ersuchte ihn, daß er sich gleichfalls niedersetzen möchte, und da er es aus Hochachtung für sie verbath, so redete sie ihn folgendermassen an: „**Wir haben hohe Ursache uns zu beklagen mein Herr Ferdinand von Mendoza, daß ihr uns der Gelegenheit habt berauben wollen, euch in unserm Hause die Dienste zu erzeigen, welche euer Stand verlanget, und daß ihr euch unter der Gestalt eines Bedienten verborgen habt, welches eurer hohen Geburt unanständig ist.**„ **Don Ferdinand** stellete sich, als wenn er von alle dem nichts verstünde, und als wenn er glaubte, daß sie mit ihm scherzen wollte: sie überzeugete ihn aber, indem sie

ihm

ihm die Begebenheit mit dem Briefe, nebst dem, was sie kurz zuvor gesehen hatte, erzählete. Er hörete also auf ihr zu widersprechen, und stellete sich, als wenn er ihr die Wahrheit nicht mehr verbergen könnte. Sie verlangte hierauf, daß er ihr seine Begebenheiten erzählen sollte, und er heftete ihr einen Roman auf, den er zu dieser Gelegenheit schon in Bereitschaft hatte.

„Ich gab, sagte er, einer Hofdame zu Gefallen, mehr aus Hochachtung als aus Liebe, ein Gastmal. Sie besaß eine ausserordentliche Schönheit, und ein vornehmer Cavalier war sterblich in sie verliebt. Er hatte nichts gesparet, ihre Gegenliebe zu erlangen; allein alle seine Dienste wurden mit Gleichgültigkeit bezahlet, und hatten ihm nicht die geringste Gunst verschaffen können. Sie verbarg im Gegentheile ihre Neigung gegen mich nicht, da ich sie doch nicht so sehr verdienete als er. Eines Abends nun, da ich mich mit ihr an einem Gitter-Fenster ihres Hauses unterhielt, griff mich dieser Cavalier, der über mich eyfersüchtig war, sehr hitzig an. Er war tapfer, und wurde auch über dieses von Zween der besten Fechter in der Stadt secundiret. Ich sahe wohl, daß er nicht Willens war mich zu schonen, daher vertheidigte ich mich aufs beste. Er hatte daß Unglück einen Stich zu bekommen wovon er todt vor meine Füsse fiel. Sein

Fall erschreckte seine beyden Cameraden, und sie nahmen die Flucht. Nach diesem Unglücke war für mich weiter nichts zu thun übrig, als daß ich mich mit aller nöthigen Vorsicht fortmachete, um nicht erkannt zu werden. Ich kam in diese Stadt, wo mich eure Schönheit aufhielt.„ Sie nahm mich dermassen ein, daß ich gleich den ersten Augenblick empfand, daß es mir unmöglich seyn würde inskünftige ohne euch zu leben. Ich überlegte, daß ich mich nicht entdecken dürfte, weil ich sonsten euch und das Leben würde verlohren haben, wenn man meinen Aufenthalt erfahren hätte. Ich entschloß mich dahero, bey euch in Dienste zu gehen, bis man den König befriediget hätte, und ich glaute, daß es mir alsdenn erlaubt seyn würde, öffentlich nach eurem Besitze streben zu dürfen. Weil nun mein Schicksal anfängt mir ein wenig günstiger zu werden, so beschwere ich euch, meine Liebe zu billigen, und die Verwegenheit welche ich gehabt habe, nach euren Reizungen zu streben, nicht mit einer strengen Verachtung zu bestrafen. Diese Reden wurden von so vielen verliebten Seufzern begleitet, daß Donna Eleonore ihrer nicht mehr mächtig war, und glaubte, daß sie nunmehro ihre Gedanken entdecken könnte, ohne sich den Vorwurf einer allzuleichtsinnigen Liebe zuzuziehen. Sie antwortete ihm dahero: Seit dem ich aus euren Handlungen gemerket hatte, daß ihr von einem vornehmen Stande seyn müßtet, so spürete ich sogleich eine Zuneigung zu euch, welche sich seit dem von Tage zu Tage vermehret hat. Ich würde sie euch auch eher entdecket haben,

ben, wenn es mir der Wohlstand meines Geschlechts erlaubet hätte. Anjetzo aber, da ich weis, wer ihr seyd, und da ich von eurer reinen Liebe überzeugt bin, so trage ich kein Bedenken mehr euch zu sagen, daß es blos von euch abhangen wird, mein Glück mit dem eurigen zu verbinden, und daß ihr die Einwilligung meiner Mutter und meines Vetters so gleich erhalten werdet, wenn ihr um mich anhaltet.

Sie konnte dieses ohne Erröthen nicht sagen, welches ihre natürliche Schönheit noch mehr erhöhete. **Armindes** warf sich zu ihren Füssen, und stattete ihr voller Entzückung den verbindlichsten Dank ab: sie hob ihn aber so gleich wieder auf, und redete mit ihm ab, daß sie ihrer Mutter, um sie zu der Anwerbung vorzubereiten, alles entdecken wollte, was sie von seiner Geburt wüste, und daß er alsdenn seiner Seits gleichfalls die gehörigen Maaßregeln ergreifen sollte.

Ihre Unterredung wurde durch die Zurückkunft der Mutter unterbrochen, und **Eleonorens** Herz war von ihrer Neigung allzusehr erfüllet, als daß sie die gemachte Entdeckung länger hätte verschweigen können. Sie sagte ihrer Mutter alles, was sie aus dem gefundenen Briefe von dem Don **Ferdinand von Mendoza entdecket hätte.** Sie erzählete ihr ferner, wie sie ihn mit dem Ordens-Kleide der Ritter von **St. Jacob** gesehen, welches er aber sehr sorgfältig versteckt hätte, so bald er sie hätte rufen hören. Die Mutter glaubte ganz leichte, was

ihr ihre Tochter sagte, weil sie schon seit einiger Zeit vermuthet hatte, daß Armindes von höhern Stande seyn müste. Sie erzählete es darauf ihrem Bruder, welcher es dem Wohlstande zuwider zu seyn achtete, wenn man einem Menschen von dem Stande ferner als einem Bedienten begegnen wollte, und glaubte, daß man ihm künftig als einem Freunde begegnen müste. Der Ritter von St. Jacob erzählete eben seinem Vertrauten wie seine Sachen ständen, als er den Vetter, die Mutter und die Tochter auf einmal hereintreten sahe. Sie beklagten sich auf eine höfliche Art, daß er sie hätte den Fehler begehen lassen, ihm als einen Bedienten zu begegnen, und ihm nicht die Hochachtung zu erzeigen, welche sie einem Manne von seinem Stande schuldig wären. Sie entschuldigten sich aber damit, daß er selbst Schuld daran wäre, weil er ihnen seinen Stand nicht entdecket hätte. Anjetzo aber, da wirs wissen, fuhr die Mutter fort, ist es nicht mehr Zeit sich zu verstellen, noch uns euer Vertrauen zu entziehen, da wir als eure Freunde, an euren Vortheilen eben so viel Antheil nehmen als ihr selbst. Armindes hatte sich diese Scene noch nicht versehen, und gerieth darüber in Verwirrung: man schrieb sie aber der Bestürzung zu, daß sein Geheimniß entdecket wäre. Er zog sich jedoch aus diesem Handel, indem er sich entschuldigte so gut er konnte, und wendete vor, daß ihn seine Umstände unbekannt zu bleiben genötiget hätten. Er stattete seinen Dank für ihre Höflichkeit ab, und sagte, daß er die Achtung die sie ihm erwiesen, jederzeit würde zu schätzen wissen. Er zeigete mit einer gewissen edeln Art, wie sehr er ihnen

ver-

verbunden wäre, daß sie seinen Stand, ohnerachtet er ihn zu verbergen sich äusserst bemühet, dennoch entdecket hätten.

Man fieng von der Zeit an, ihn als einen Schwieger-Sohn zu betrachten, der die Familie durch seine Verbindung beehren wollte, und begegnete ihm in allem, seinem Stande gemäß. Man versprach ihm auch seine Sache, so wie er es verlangte, geheim zu halten, bis solche bey Hofe gänzlich ausgemacht wäre. Sie glaubten, daß sie eben so viel Ursache hätten als er, seinen Stand nicht bekannt zu machen, als bis er nichts mehr zu befürchten hätte. Die zärtliche **Eleonore** bewilligte ihm alles, was sie ohne Verbrechen thun konnte, und er bezeigte allzuviel Hochachtung für sie, und für die Rechte der Gastfreyheit, als daß er die höchsten Proben der Liebe von ihr hätte verlangen sollen. Diese Bescheidenheit überredete die Schöne vollends, daß der Ritter von **St. Jacob** ein vollkommen ehrlicher Mann sey.

Es war bereits über einen Monat, daß er diese Achtung in der Familie genoß, und er befürchtete, daß die Sache endlich bekannt werden möchte. Er gab dahero vor, daß er Briefe erhalten hätte, worinne man ihm Nachricht gäbe, daß der König durch das Bitten der Grossen, mit denen er verwandt sey, endlich wäre überwunden worden, und daß er ihn vollkommen begnadiget und von der Verbannung befreyet hätte. Der Vetter und die Mutter der **Eleonore** wünschten ihm Glück darzu. Er

nahm

nahm bey diesem Complimente Gelegenheit, ihnen zu sagen, daß es seine Schuldigkeit erforderte, nach **Valladolid** zu gehen, um sich bey dem Könige, der ihn in alle seine Ehrenstellen wieder eingesetzet, und bey seinen Verwandten, die ihm diese Gnade ausgewirket hätten, zu bedanken. Er setzte überdieses noch hinzu, daß er von den Merkmalen der Freundschaft so empfindlich gerühret wäre, daß er sich die Freyheit nähme, sie noch um ein neues anzusprechen; und bath sie zu gleicher Zeit, daß sie ihm die **Donna Eleonore** zur Ehe geben möchten. Die guten Leute glaubten, daß diese Partey das allergröste Glück wäre das dieser liebenswürdigen Person begegnen könnte, und willigten mit Freuden darein. Ihre Sorge, daß diese vortheilhafte Heyrath wieder zurückgehen möchte, war so gar so gros, daß sie vor rathsam hielten, der übrigen Familie nichts davon zu sagen. Sie befürchteten, die Eyfersucht, welche eine so grosse Erhebung erwecken würde, möchte einen verdrüßlichen Zufall verursachen, welcher die guten Absichten des Don **Ferdinand von Mendoza** verhinderte. Sie schlossen diese Sache so geheim als möglich, und es trauete sie ein Priester in Gegenwart zween Zeugen, wovon der eine der Vetter selbst, und der andere **Oriango** war, der über das Glück seines Freundes das größte Vergnügen empfand.

Man zählete dem neuen Ehemanne vierzig tausend Ducaten aus; allein, weder diese Summe, noch das Vergnügen, welches er sich aus dem Besitze der **Eleonore** zu versprechen Ursache hatte, nah-

nahmen ihn so sehr ein, daß er nicht hätte überlegen sollen, wie gefährlich es für ihn wäre, wenn man diesen Betrug entdecken sollte. So bald er einen Augenblick frey hatte, so schloß er sich mit seinem Freunde in ein Zimmer ein, und entdeckte ihm sein Herz. Liebster Oriango sagte er ganz heimlich zu ihm, es scheinet daß wir nunmehro in den Hafen angekommen sind, und daß wir nichts mehr zu befürchten haben. Wenn wir aber die Sache reiflich überlegen wollen, so sind wir eben in dem critischen Zeitpuncte, da wir das meiste befürchten müssen. Der geringste Umstand kann uns verdächtig machen, und geschiehet dieses, so wird man den Betrug leicht gewahr werden den wir gespielet haben. Was werden wir alsdenn von dem Unwillen meiner Schwiegermutter und ihres Schwagers nicht zu befürchten haben? Was für Gewaltthätigkeiten werden sie nicht anwenden, uns für den Betrug zu bestrafen? Um nun diesen Zufällen vorzubauen, so müssen wir anjetzo die gehörigen Maaßregeln ergreifen, wozu es hernach zu spät seyn würde, wenn man uns für das, was wir sind, erkennen sollte. Wir müssen alle mögliche Klugheit anwenden, und weil wir so glücklich in Ausführung unsers Vorhabens gewesen sind, so wollen wir uns auf dieses Glück nicht verlassen, weil es das gar leichte wieder einreissen kann, was es zu unsern Besten gebauet hat. Wir wollen also so bald als möglich, den Brautschatz in gute Wechselbriefe verwandeln; ihr sollet nach Valladolid voraus gehen, und mir daselbst ein Haus zurechte machen, damit ich meine Frau dahin führen kann. Es liegt mir sehr viel daran, daß ich mich

mit

mit eheſten von meiner Schwiegermutter entferne: Denn ob ſie ſchon bey dieſer Gelegenheit nicht die gehörige Klugheit angewendet hat, ſo fehlt es ihr doch nicht an Verſtande; und wenn ſie den geringſten Argwohn von dem Streiche bekommen ſollte, den wir ihr geſpielet haben, ſo würde ſie mir den Brautſchatz wieder nehmen, und die Ehe für ungültig erklären laſſen. Ihr ſehet die Folgen leicht ſelbſt ein die daraus entſtehen könnten: ich würde um das Geld, und was das meiſte iſt, auch um die Ehre kommen.

Oriango ſahe volkommen ein, wie richtig dieſes gedacht war, und verſprach alles pünktlich auszuführen. Er reiſete mit guten Wechſelbriefen nach **Valladolid** ab, kaufte daſelbſt im Namen des **Armindes** ein Haus, meublirte es aus, und nahm die Bedienten an, welche Leute von einem gewiſſen Stande nicht entbehren können. Er ſchrieb darauf unter dem Namen des Grafen ſeines Bruders an ihn, daß er ihn erwartete, und daß er ſelbſt nach **Sevilien** zu ihm kommen würde wenn er ſeine Abreiſe nicht beſchleunigte. Zu gleicher Zeit ſchickte er ihm für zwölf tauſend Thaler Edelgeſteine, welche er ſeiner Gemahlin von ſeinetwegen geben ſollte. Dieſer Brief erweckte bey der **Donna Eleonore** eine auſſerordentliche Freude: ſie überredete ihre Mutter, daß ſie ſechs tauſend Thaler an Kleider wenden muſte, damit ſie bey Hofe, und in der Familie ihres Mannes mit Anſtande erſcheinen könte. Sie reiſeten nunmehro ab, und der Onkel wollte ſie begleiten, damit er, wie er ſagte, den Herrn Grafen kennen zu lernen die Ehre haben möchte, und die Mutter gab

noch

noch eine ziemliche Summe zu Bestreitung der Reisekosten her.

Sie kamen glücklich zu **Valladolid** an, wo sie **Oriango** erwartete: und da er alle nöthige Anstalten zu ihrem Empfange gemacht hatte, so dachte man die ersten Tage auf nichts anders, als wie man sich ein Vergnügen machen wollte: allein der Graf kam nicht zum Vorschein. Der Kaufmann wünschte beständig ihn zu sehen. Man speisete ihn einige Zeit mit verschiedenen Ausflüchten ab; endlich trieb ihn aber seine Neugierde sich anderwärts zu erkundigen. Er gerieth in das größte Erstaunen, als er hörete, daß Niemand in der Welt wäre, der wie der Graf hieß, nach dem er sich erkundigte. Tausenderley Verdacht entstund in seiner Seele. Er sann eben auf Mittel, wie er den begangenen Fehler wieder gut machen wollte, als er von demjenigen einen Brief bekam, dem er die Handlung in seiner Abwesenheit zu besorgen überlassen hatte. Dieser berichtete ihm, daß das Schiff, auf welchem sein Bruder nach **Indien** gegangen wäre, Schiffbruch gelitten hätte, und daß keine Seele davon gekommen wäre. Er ersuchte ihn dabey, daß er so gleich nach **Sevilien** zurück kommen sollte, weil seine Gegenwart, um seine und seines Bruders Sachen in Ordnung zu bringen, höchst nöthig wäre. Diese Nachricht nöthigte ihn, seine Nichte und den Ritter von **St. Jacob** zu verlassen, und geschwind nach **Sevilien** zu eilen. Er fand die Wittwe daselbst in äuserster Betrübniß über den Verlust ihres Mannes, und dieser Schmerz wurde um ein grosses vermehret, als er ihr den Betrug entdeckte, den

man

man ihnen gespielet hatte. Sie konnte zween so heftigen Streichen, die ihr auf einmal begegneten, nicht widerstehen: sie fiel in ein hitziges Fieber, woran sie in kurzen starb. **Armindes**, war über die Nachricht von diesem Tode nicht sonderlich betrübt, weil sie über fünf hundert tausend Ducaten verließ, wovon seine Frau die einzige Erbin war. **Donna Eleonore** hingegen wurde durch den Tod ihrer Eltern gar sehr gerühret; sie machte aber aus der Noth eine Tugend, und gab sich endlich zufrieden. Sie liebte ihren Mann, und er gieng mit ihr so liebreich um, daß sie es nicht besser wünschen konnte.

Ihr Onkel konnte sich die Unvorsichtigkeit nicht verzeihen, die er bey einem so wichtigen Falle begangen hatte. Die Schwermuth die er darüber empfand, machte, daß er bis an seinen Tod ein trauriges Leben führete. **Armindes** hatte nunmehro Mittel genug, den Titel eines Ritters zu behaupten, den er sich zu **Sevilien** gegeben hatte. Er bezeigte sich dankbar gegen seinen Freund **Oriango**, und schenkete ihm eine Summe Geld, womit er sich sehr vortheilhaft setzen konnte; er aber kaufte ein Landgut, lebte als ein Edelmann darauf, und ließ diesen Stand den Kindern die er mit der **Donna Eleonore** zeugete, welche ausser dem, daß sie wegen seines Vermögens und seiner Geburt war hintergangen worden, sonsten nicht Ursache fand, sich die Liebe gereuen zu lassen die sie für ihn gehabt hatte.

II.

Der von dem Glücke unterstützte Ehrgeitz.

Ein junger Mensch aus Andalusien, hatte die Universität Alcala der, in seinem Vaterlande, vorgezogen, um daselbst das geist- und weltliche Recht zu studiren. Da er das einzige Kind war, so hatten seine Eltern sehr ungern in diese weite Entfernung gewilliget. Sein Vater war ein ehrbarer Bürger, dessen guter Name gröſser als sein Vermögen war. Pablo so hieß der Studente, hatte höhere Gedanken, und hochmüthigere Absichten, als es seine Geburt und sein mittelmäßiges Vermögen mit sich brachte. So bald er sich in Freyheit sahe, so überließ er sich ihnen gänzlich. Er war kaum zu Alcala angelanget, als er auch schon Proben von seiner Thorheit ablegte. Er gab sich ein grosses Ansehen, und ließ viel Eitelkeit an sich blicken: An statt, daß er sich zu zwey oder drey Cameraden hätte halten, und sparsam mit ihnen leben sollen, wie es arme Studenten auf den spanischen Universitäten machen, so miethete er ein Zimmer, welches für den vornehmsten und reichsten Edelmann gut gewesen wäre. Er nahm zween Bediente an, die seine Geschäfte verrichten, und eine Haushälterin, welche das Essen besorgen musten. Diese Haushaltung erforderte weit mehr Aufwand, als das wenige Geld austrug, das er von

seinen Eltern erwarten konnte. Sie hatten ihm bey seiner Abreise eingebunden, daß er sittsam leben, und das wenige zu Rathe halten sollte, was sie sich seinetwegen entzögen. Er vergaß aber ihre guten Lehren gar bald, und bildete sich ein, daß die drey oder vierhundert Realen, die er noch in seinem Coffre hatte, zu der Eroberung von **Algier** hinlänglich wären. Er besuchte die reichsten Studenten, verschafte sich Zutritt in den vornehmsten Häusern in der Stadt, und brachte es dadurch so weit, daß er für einen reichen und angesehenen Menschen gehalten wurde. Die Kaufleute in der grossen Strasse gaben ihm daher alles auf Credit, was er nur verlangte. Er machte sich dieses zu Nutze, und nahm eine grosse Menge von allerhand Waaren aus, um die gute Meynung zu erhalten, welche man von ihm gefasset hatte. Seine Absichten, als ein Beflissener der Rechte, schränkten sich nicht etwa auf eine Advocatenstelle in seinem Vaterlande ein; sein Ehrgeiz setzte sich nichts weniger als die höchsten Ehrenstellen, und die Regierungen der vornehmsten Städte des Königreichs vor. Er schmeichelte sich, daß er durch seine Gelehrsamkeit in kurzer Zeit so berühmt werden würde, daß ihn der Hof nothwendig belohnen, und zu den höchsten Ehrenstellen erheben müsse, wozu ein gelehrter Rechtsgelehrter nur gelangen könnte, wenn er von seiner Gelehrsamkeit Nachricht bekommen würde.

Da er mit dieser eingebildeten Zukunft angefüllet war, so erwartete er die Ehrenstellen nicht, welche sich seine stolze Einbildung versprach, um

seinem

seinem Namen den Don beyzufügen, sondern ließ sich gleich bey seiner Ankunft Don Pablo nennen; und hieran that er Unrecht: denn dieses Ehrenzeichen und die Armuth schicken sich gar nicht zusammen. Der Titel Don, den ein übelgekleideter Mensch führet, dienet blos zu seiner Verachtung; und es ist mancher Don so zerlumpt, daß sein Name bey einigen Mitleiden erwecket, andre aber, die mehr zur Spötterey als zum Mitleiden aufgelegt sind, zu lachen macht. Don Pablo setzte sein Studiren fort so gut er konnte, und hatte dabey mehr Schulden gemacht, als Wissenschaften erlanget. Er speisete seine Gläubiger schon seit langer Zeit mit guten Worten ab, und sie wurden endlich müde, beständig das Liedgen zu hören, welches diejenigen zu singen pflegen, die viel schuldig sind. Ich erwarte heute Geld, mein Wechsel kann nicht ausenbleiben. Niemand wollte mehr mit dieser Ausflucht zu frieden seyn. Er verkaufte bald dieses bald jenes Stück. Die Frist die er sich ausgebeten hatte, gieng vorbey, ohne daß die Gelder ankamen. Sein Verdruß vermehrete sich täglich, und es reuete ihn nunmehro, daß er bey seiner Ankunft auf die Universität nicht andern gedienet hatte, an statt daß er sich von Bedienten hatte aufwarten lassen. Mit diesen traurigen Gedanken erfüllet, gieng er ganz alleine vor die Stadt am Ufer des Henares spazieren, seufzete und spannete alle Kräfte des Geistes an, ein Mittel ausfündig zu machen, um sich aus dem Kummer zu reissen, worinne er sich befand. Als er nun eines Tages gleichfalls diesen Spaziergang besuchte, so brachte ihm

ein guter Frund Nachricht, daß er nicht wieder nach Hause gehen, sondern sich vielmehr verbergen und in Sicherheit setzen sollte, weil seine Gläubiger seinen Arrest ausgewirket hätten: daß der Pedell in seiner Wohnung gewesen wäre, um sich seiner zu bemächtigen; weil er ihn aber zu Hause nicht angetroffen hätte, und wüßte, daß er auf diesem Spaziergange wäre, so wäre er schon unterweges, um ihn gefangen zunehmen; daß er, als ein guter Freund in aller Eil gekommen wäre, ihm von dieser Gefahr Nachricht zu geben, daher er sich, bis es Nacht würde, verstecken, und sich alsdenn verkleiden und fortmachen sollte. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für den armen **Don Pablo**. Er erschrack für dem Gedanken des Gefängnisses welches ihn erwartete, und woraus ihn, wie er wohl wuste, Niemand wieder befreyen würde, wenn er einmal hinein wäre. Er stellete sich die Spöttereyen vor, welche man über ihn und seine Armuth machen würde. Da nun der Studente wieder fortgegangen war, so begab er sich an einen Ort, wo die **Erlen** und **Ulmen**, die auf beyden Seiten des **Henares** sind, am dicksten stunden, und weil er sich noch nicht für sicher genug hielt, so stieg er auf einen Baum, so daß ihn für dem Laube desselben Niemand sehen konnte. Er entschloß sich auf diesem Baume die Nacht zu erwarten, und alsdenn so weit von **Alcala** zu gehen, daß Niemand mehr von ihm sollte reden hören. Da er ein redliches Gemüthe hatte, so stellete er sich vor, wie unrecht es wäre, wenn seine Gläubiger das Geld verlöhren, welches sie ihm auf Treu und Glauben gegeben hätten. Er

konn-

konnte sich der Thränen nicht enthalten, daß er so unvorsichtig gehandelt hatte, und bath Gott, daß er ihm Mittel an die Hand geben möchte, sich aus diesem schlimmen Handel zu ziehen. Indem sich der unglückliche Pablo voller Unruhe oben auf seinem Baume befand, so hörete er Jemand gehen, und als er mit aller Vorsichtigkeit zusahe, wer es seyn möchte, so erblickte er einen alten Mann, den er ganz wohl kennete.

Es war ein Einwohner aus Alcala, der Rosino hieß; ein Mann der in seiner Jugend sehr arm gewesen, nachgehends aber so reich geworden war, daß er seine Tochter an einen Gelehrten verheyrathet, und seine beyden Söhne in einen ziemlich guten Zustand gesetzet hatte, wenn sie sich sonst hätten darnach halten wollen. Der eine war aber ein Erzschläger, und der andere ein Spieler von Profeßion geworden, und beyde suchten noch vor dem Tode des Rosino das Vermögen durchzubringen, welches er in so vielen Jahren ihnen zu sammlen sich bemühet hatte. Dieser arme Alte sahe voraus, daß er am Ende seiner Tage nicht einmal das Nothwendige haben würde. Seine Frau war gestorben, und er hatte Niemanden mehr, dem er sich vertrauen konnte. Es war kein Winkel in seinem ganzen Hause, wo er nur einen einzigen Thaler für der Rauberey seiner Söhne hätte verbergen können. Denn sie machten alle Thüren entweder mit Hacken auf, oder zerschlugen sie. Kam sein Schwiegersohn, seine Tochter oder ihre Kinder zu ihm, so kamen sie nicht ihn zu trösten, sondern zu

sehen, ob sie nicht was finden könnten das ihnen anstünde. Also lebte der gute Rosino in seinem Hause in einer Art von Kriege, und muste seine eignen Kinder als gefährliche Feinde ansehen, die ihn plündern wollten.

Er hatte noch von der guten Zeit eine Summe von zwey tausend Thalern übrig, welche er als einem Nothpfennig in Krankheiten und andern Zufällen des Alters sorgfältig aufhob. Er wuste wohl, daß seine Söhne und sein Schwiegersohn alles anwenden würden, ihm solches zu rauben, so bald sie nur das geringste davon erfahren würden. Er hatte dahero dieses Geld, welches in Golde bestund, in einen leinwandenen Beutel gethan, und diesen wiederum in einen andern von Leder gestecket, und mit Wachsleinewand überzogen, damit die Säcke nicht verfaulen sollten, und war aus der Stadt gegangen, um sein Vermögen an einem sichern Orte zu verstecken. Er kam in dieses Gehölze, und blieb ganz nahe an dem Baume stehen, auf welchem Don Pablo war. Rosino sahe sich überall um, ob ihm nicht etwa Jemand nachfolgete, und als er ganz alleine zu seyn glaubte, so zog er ein grosses Messer hervor, stach geschwind vier oder fünf Stück Rasen aus, machte ein Loch, that sein Geld hinein, und legte den Rasen so genau wieder darauf, daß man gar nicht sehen konnte, daß Jemand diesen Ort berühret hätte. Gott bewahre es für üblen Händen, sagte er unter dem vergraben, denn er weiß, daß ich dieses in einer guten Absicht thue, damit ich nicht genöthiget bin, mein Brod in meinen al-

ten

ten Tagen vor den Thüren zu suchen, und damit ich etwas hinterlasse, wofür ich Gott nach meinem Tode für meine Seele kann bitten lassen. Damit er nun nicht etwa den Ort vergessen möchte, so schrieb er mit der Spitze des Messers mit grossen Buchstaben an den Baum das einzige Wort HJER; und kehrete voller Vergnügen wieder nach Alcala zurück, daß er sein Geld so gut in Sicherheit gebracht hatte.

Der arme Don Pablo, der alles dieses mit grosser Aufmerksamkeit gehöret und gesehen hatte, ließ ihn gehen, und blieb ruhig auf seinem Baume, bis es ganz und gar Nacht war. Er stieg alsdenn herunter, und gieng geschwind an den Ort, hob den Rasen auf, und zog den Beutel heraus. Weil es nun damals so finster war, daß man nicht das geringste sehen konnte, so wuste Pablo nicht, ob er Realen oder Thaler in Händen hätte. Sein gutes Glück wollte ihm nicht allzuviel Vergnügen auf einmal machen. Er fühlete aber doch an der Schwere des Sackes, daß die Beute der Mühe werth wäre, daß man sie nähme. Der anbrechende Tag zerstreuete endlich die Finsterniß, und er sahe, daß er einen Sack voll gute und schöne Pistolen hatte. Er nahm sie, und war fest entschlossen sie dem Eigenthümer, den er sehr gut kennete, wieder zu geben, so bald es seine Umstände erlauben würden. Er steckte die Pistolen in verschiedene Taschen, und in einen Beutel, den er am Hals hieng, und vergrub den leinewandenen und ledernen Sack wieder an eben den Ort. Er legte die Stücken Rasen eben

so wieder darauf, wie sie zuvor gewesen waren, und schrieb mit der Spitze seines Messers folgende vier Verse an den Baum, wo Rosino das Wort HIER hingesetzet hatte.

Das Geld, das du allhier vergraben,
Fand ich Vertriebener, zu meinem größten Glück,
Doch tröste dich, du sollst es wieder haben,
So bald sich ändern wird, mein widriges Geschick.

Nachdem er überleget hatte, welches die beste Parthey wäre, die er ergreifen könnte, so eilete er von diesem Orte auf den Weg, der von Madrid nach Alcala gehet, folgete demselben, kam in die Stadt, und gieng gerade in seine Wohnung. Seine Freunde wunderten sich, da sie ihn wiedersahen; sie wusten, daß man ihn den Abend zuvor gesucht hatte, um ihn ins Gefängniß zu setzen; sie konnten gar nicht begreifen, wie er so närrisch seyn könnte, der Gefahr Trotz biethen zu wollen, und tadelten seine Verwegenheit. Er lachte aber nur über ihre Furcht, umarmete sie und sagte zu ihnen: Denket nur nicht, daß es so elend um mich stehe als ihr wohl geglaubet habt; und wenn auch meine Schulden noch grösser wären, so würde ich sie doch bezahlen können. Ich habe zu Hause Vermögen genug, meine Ausgaben hier bestreiten zu können. Daß ich aber nicht eher bezahlt habe, daran sind

dieje-

diejenigen schuld, denen ich meine Einkünfte einzunehmen, und sie mir zuzustellen aufgetragen hatte. Denn da mir meine Gläubiger beschwerlich fielen, so schrieb ich meinen Pachtern, daß ich einen Proceß mit ihnen anfangen, und sie auspfänden lassen würde, wenn sie mich nicht bald bezahleten. Dieses hat sie dermassen in Furcht gesetzet, daß sie mir, um mich zu besänftigen, an statt zwey hundert und funfzig Thaler, die ich verlangete, fünf hundert Thaler zu **Madrid** haben auszahlen lassen. Ich gieng gestern fort, in der Absicht dahin zu reisen, und von da einen Bothen an sie zu schicken; ich traf aber zu allem Glück einen Mann im Wirthshause zu **Viveros** an, der mir Geld brachte, also fürchte ich weder die Justitz noch das Gefängniß. Thut mir nunmehro den Gefallen, und saget es den Leuten welchen ich schuldig bin; denn ob ich gleich ein wenig müde bin, und die ganze Nacht nicht geschlafen habe, so kann ich doch nicht eher ruhen, bis ich nicht meine Schulden bezahlet habe. Er zeigete ihnen zu gleicher Zeit den Beutel mit den Pistolen, den er am Halse hängen hatte, und gab ihnen eine davon, wofür sie sich lustig machen, und auf seine Gesundheit trinken solten.

Seine guten Freunde und seine Bedienten welche ihm bisher gedienet hatten, wusten nicht was sie von alle dem denken solten. Er sagte ihnen lauter wahrscheinliche Sachen vor, sie waren Zeugen, daß er, so lange er in **Alcala** gewesen war, als ein Mensch gelebet hatte, der eine ansehnliche Ausgabe bestreiten konnte. Sie kündigten also seinen Gläubi-

gern seine Zurückkunft an, welche voller Vergnügen kamen, eine Bezahlung zu empfangen, die sie vor wenig Stunden verlohren gegeben hatten. Pablo bezahlete sie so gleich ohne ihre Rechnungen allzu genau durchzugehen. So bald er seine Schulden bezahlet hatte, so überlegte er auf eine kluge Art, wie er ins künftige eingezogener leben, und sich dem Studiren gänzlich widmen wollte. Er stellete alle unnütze Ausgaben, und was zum Staate und zur Eitelkeit gehörete, ein, und begnügte sich mit dem Nothwendigen. Er wendete die sechs folgende Jahre auf eine vortheilhafte Art an, sich Verdienste und Freunde zu erwerben. Die neun hundert Thaler, die ihm von Bezahlung seiner Schulden noch übrig geblieben waren hielt er zu Rathe, daß er sich damit nebst einigen andern Mitteln, die er noch hatte, in so gutes Ansehen setzte, daß in ganz Alcala kein einziger Kaufmann war, der ihm nicht sein ganzes Vermögen anvertrauet hätte.

Er brachte es in der Rechtsgelehrsamkeit in kurzen sehr weit. Er hatte viel Verstand, eine tiefe Einsicht und ein gut Gedächtniß; ohnerachtet Aristoteles glaubt, daß man keine von diesen Eigenschaften ohne Schaden der andern haben könne. Als er ausstudirt hatte, so wurde ein Lehramt des geistlichen Rechts auf, welches er vor vielen andern erhielt. Tausend Gönner beeyferten sich, ihn mit ihrem Ansehen zu helfen, sie unterstützten ihn so gut, daß er in kurzen Professor der Rechte wurde, und eine Tochter eines der reichsten Einwohner von Alcala zur Ehe bekam. Er wurde zu gleicher Zeit Advocat, und war

dar-

darinne so glücklich, daß jedermann, der nur einen Proceß hatte, sich eyfrigst bemühete, ihn zu Uebernehmung seiner Rechtssache zu bewegen.

Da nun **Don Pablo** sein Glück in guten Stand gesetzet, sich ein großes Ansehen und ein Haus erworben hatte, worinnen ihm nichts fehlte, so erinnerte er sich an den armen **Rosino**, dem er sein Glück zu danken hatte. Er besaß Billigkeit genug, ihm ein Capital wieder zu geben, wodurch er sein Vermögen erlanget hatte. Er war so großmüthig, ihn selbst aufzusuchen. Er fand ihn als einen Bettler, führete ihn in sein Haus, und erfuhr von ihm, daß einer von seinen Söhnen gestorben, der andere aber wegen seiner übeln Aufführung ins Gefängniß geleget worden wäre, und daß er befürchtete, daß er ehster Tage zum Galgen würde verurtheilt werden; daß man ihn wegen zweyer Mordthaten und einiger Diebstähle angeklaget hätte, die zwar nicht viel zu bedeuten hätten, welche aber, wegen der andern Anklage, seine Sache schlimmer machten; daß sich sein Schwiegersohn nebst seiner Tochter zu **Sevilien** niedergelassen hätten, weil er nicht mehr im Stande gewesen wäre ihnen etwas zu geben, da ihm doch seine Kinder vielmehr hätten helfen sollen: daß er in dieser äuserſten Noth ins Holz gegangen wäre, einen Schatz auszugraben, den er daselbst verborgen gehabt hätte; daß er aber statt der zwey tausend Thaler die er dahin geleget, weiter nichts als die leeren Beutel gefunden hätte, daß er aus einigen Versen die er da gefunden, wohl ersehen hätte, daß sein Geld in jemandes Hände gefal-

gefallen wäre, der es ihm wieder geben wollte, so bald er es zu thun im Stande seyn würde, daß er sich aber genöthiget gesehen hätte, unterdessen von Allmosen zu leben, und daß er nicht aufgehöret hätte Gott zu bitten, daß er den Unbekannten in Standsetzen möchte, ihm das Geld wieder zu geben, welches zu Erleichterung seines Alters so nöthig wäre.

Don Pablo fieng bey dem nothwendigsten an. Er ließ den Alten kleiden, gab ihm eine Stube ein, und sorgte vor seine Bewirthung; und damit er seinem Sohne desto eher zu Hülfe kommen könnte, so erkundigte er sich genau nach seiner Sache, fand, daß die Verbrechen nicht hinlänglich bewiesen wären, daß er auf sehr ungewisse Anzeige wäre in Verhaft genommen worden, und daß man mit ihm nicht so verfahren hätte, wie es die Landes-Gesetze verlangten: Kurz er hielt davor, daß er die Vertheidigung des Beklagten mit gutem Gewissen über sich nehmen könnte. Er that es auch mit so vielem Eyfer und so gutem Erfolge, daß die Todes-Strafe in eine Verweisung und eine sehr geringe Gelbstrafe verwandelt wurde, welche er durch Allmosen zusammen zu bringen sich anheischig machte, die er aber von seinem eigenen Gelde bezahlete. Des **Rosino** Sohn ließ sich die Gefahr, worinne er gesteckt hatte, zur Warnung dienen, fieng an zu arbeiten, und ein ordentliches und eingezogenes Leben zu führen, und **Don Pablo** verheyrathete ihn mit einem armen aber wohlgesitteten Mädchen, der er tausend Thaler zum Brautschatze gab. Dem Vater gab er eben so viel, und schenkete ihm, für

die

die Zinsen von dem Capital, das er einige Jahre gehabt hatte, ein Haus neben seinem. Er wurde der Trost des **Rosino**, und die Stütze seiner Familie, welcher er auf diese Art wieder aufhalf. Seine Erkäntlichkeit war auch um so viel lebhafter gegen ihn, weil er niemals sagte, daß er an der Entwendung des Schatzes Antheil gehabt hatte.

Auf diese Art half dieser Schatz den **Don Pablo** aus dem Gefängnisse, und verschafte ihm ein dauerhaftes Glück, den **Rosino** aber rettete er vom Bettelstabe und seinen Sohn vom Galgen.

III.

Der bestrafte Hochmuth, oder der betrogene Betrüger.

Barcelona, eine Stadt, die so wohl wegen ihrer Reichthümer, als wegen ihrer schönen Lage berühmt ist, hatte unter ihren Einwohnern zween junge Leute die Nachbarn waren, und deren Häuser blos durch eine Scheidewand unterschieden wurden. Der erste war ein Edelmann von gutem Hause wohlgestalt, tapfer und voller guter Eigenschaften, ausser einem unerträglichen Stolze, der auf seinen alten Adel gegründet war. Seine Eltern waren gestorben, und er hatte von ihnen weiter nichts, als einen grossen Namen mit

vie-

vielen Titteln geerbet. Seine Vorfahren hatten dem Staate grosse Dienste geleistet, und waren auch reichlich dafür belohnet worden: Allein die Unruhen in **Catalonien** hatten das Glück dieses Hauses zu Grunde gerichtet, und es war dem **Don Sancho**, weiter nichts als das Andenken davon, übrig geblieben, und dieses erfüllete ihn mit Hochmuthe. Dieser war auch so hoch gestiegen, daß er glaubte, daß weder in **Catalonien**, noch in den beyden Königreichen **Arragonien** und **Valencia**, ein Edelmann wäre, dessen Adel man mit dem seinigen vergleichen könnte: Er würde geglaubt haben, sich unter seinen Stand zu verheyrathen, wenn er eine Tochter aus einem der besten Häuser aus **Castilien** und **Portugal** genommen hätte; denn nach seiner Meynung kam der alte Adel von **Gallizien**, **Biscaya** und **Navarra** dem reinen Geblüte, aus dem er entsprossen war, lange nicht bey. Er war der Aelteste und das Haupt seiner Familie; und obgleich mit der Erstgeburt nach den Gebräuchen des spanischen Adels verschiedene Vortheile verbunden sind, so beliefen sich doch alle seine Einkünfte nicht so hoch, daß er nebst zwo Schwestern, welche er unterhalten muste, sparsam davon hätte leben können. Für Kleider gab er gar nichts aus; denn er bediente sich der Garderobe seiner Vorfahren. Er hatte darinne einige Stücke noch von der alten Mode gefunden, woran die Seide so abgenutzet war, daß man überall das Futter sehen konnte, damit putzete er sich eben so, als er kaum mit den neuesten und reichsten Stoffen hätte thun können. Seine Schwestern trugen gleichfalls die Kleider ihrer Grossemut-

semutter, und diese zogen sie auch nur an, wenn sie etwa in die Kirche giengen, oder einen Besuch abstatteten; denn zu Hause behalfen sie sich mit den geringsten Lumpen. Don Sancho hielt sehr viel auf das äuserliche, und ließ die Zimmer, wo man jemand hinein führete, sehr reinlich halten. Die Meubeln waren alt und meistentheils abgenutzt, dabey aber sehr sorgfältig gebohnt und reine gemacht; kurz alles verkündigte in seinem Hause die Armuth des Herrn, und die Vorsicht war ganz und gar vergebens, welche er, sie zu verbergen, gebrauchte.

Er hielt dem ohngeachtet zween Bediente für sich, und zwo Mohrinnen zur Bedienung für seine beyden Schwestern die Donna Leonore und die Donna Leonarde. Es waren aber freylich nur Sclaven, die er bey dem Tode seiner Eltern geerbet hatte; denn sie musten so mäßig leben, daß es freye Bediente nicht würden haben ausstehen können. Sie musten sich nach den Gewohnheiten des Don Sancho bequemen, und ihn mit der größten Ehrfurcht und mit alle den Ceremonien bedienen, welche bey den vornehmsten Herren gewöhnlich sind. Die Mohrinnen redeten nicht anders als kniend mit ihren Gebieterinnen, und empfingen auch ihre Befehle auf diese Art. Man hatte wohl niemals so viel Armuth und Stolz beysammen gesehen. Die beyden Fräuleins haten zwar die Fehler ihres Bruders nicht an sich, allein sie kannten seine Gemüthsart, und waren genöthiget sich nach ihm zu bequemen. Sein Nachbar hieß Petronio. Er

hatte

hatte gleichfalls keine Eltern mehr, und genoß das grosse Vermögen in Ruhe welches sie ihm verlassen hatten. Seine Vorfahren waren gute Kaufleute gewesen, welche nach einem sehr geringen Anfange durch vieles Handeln zu Wasser und zu Lande, durch eine beständige Aufmersamkeit auf ihre Geschäfte und auf die Gelegenheiten, etwas zu gewinnen, ein Capital zusammen gebracht hatten, welches das Glück verschiedener Familien hätte machen können. Diese ganze Erbschaft hatte **Petronio**, ihr einziger Erbe, erhalten, und weil er keine Neigung zur Handlung hatte, so führete er ein angenehmes und ruhiges Leben. Er sahe sehr gut aus, und seine Eltern hatten ihm eine vortrefliche Erziehung gegeben. Bey diesen Vortheilen war es natürlich, daß er überall willkommen seyn muste. Die vornehmsten Einwohner von **Barcellona** machten sich ein Vergnügen daraus, ihn zu besuchen, um ihn dadurch an sich zu ziehen; und es war kein einziger, der ihm seine Tochter nicht herzlich gern zur Ehe gegeben hätte. Das Schicksal fügte es aber ganz anders.

Unsere beyden Nachbarn kamen niemals zusammen, als wenn sie einander von ohngefähr auf der Strasse begegneten. **Petronio** war höflich, und erinnerte sich beständig seines Herkommens: und da er die Eitelkeit des **Don Sancho** kannte, so begegnete er ihm sehr hochachtungsvoll, womit dieser vollkommen zufrieden war. Da er klug und vorsichtig war, so hütete er sich vor den Schmeichlern, welche ihm seine grossen Reichthümer zuzo-

gen.

gen. Es fanden sich so gar einige Leute, welche ihn mit ihren Verwandtinnen, die hübsch waren, bekannt machten, um ihn durch eine Schwachheit zu überwinden, wovon sich viele grosse Leute nicht haben befreyen können. Sie wollten sich seines Herzens bemächtigen, damit sie sich seines Beutels nach ihren Gefallen bedienen könten. Er wurde die Schlinge gewahr, und vermied sie. Nicht, als wenn er etwa geizig gewesen wäre, nein, er war sehr freygebig! seine Sparsamkeit gründete sich blos auf die Verachtung gegen das gewinnsüchtige Lob, und gegen die eigennützigen Liebkosungen.

Er genoß aber die ruhige Freyheit nicht lange, die er bishero erhalten hatte. Ich habe gesagt, daß **Don Sancho** zwo Schwestern hatte. Die älteste **Donna Leonore** war sehr schön. Sie hatte eine weisse Haut, ordentliche Gesichtszüge, und vornehmlich ein paar Augen, deren sanfte und bescheidene Sprache vieles sagten, noch mehr aber errathen liessen. Die jüngste **Donna Leonarde** war zwar wohlgewachsen, aber sehr häßlich. **Petronio** hatte sie niemals anderswo als in der Kirche gesehen, wohin sie täglich in ihren altväterischen Putze giengen. Als er nun eines Tages die beyden Schwestern genauer als sonst betrachtete, so fühlete er, daß sich in seinem Herzen Empfindungen regten, die ihm bis hieher unbekannt gewesen waren, und die ich nicht besser ausdrücken kann, als wenn ich die Leser bitte, sich an das zu erinnern, was in ihnen vorgegangen ist, da sie das erstemal zu lieben angefangen haben. Sein Gebet wurde

durch tausend Zerstreuungen unterbrochen, und er kam tiefsinniger wieder nach Hause, als er ausgegangen war. Er dachte dieser angehenden Neigung nach. Er stellete sich den Hochmuth des Bruders vor, und es schien ihm gar nicht wahrscheinlich, daß sich der hochadeliche **Don Sancho** mit einem schlechten Bürger würde verbinden wollen, dessen Vorfahren nur für wenig Jahren die Bude mit dem Gewölbe vertauscht hatten.

Seine Hofnung erholete sich aber wieder, wenn er an die Armuth dieser Familie gedachte; denn so viel sich auch **Don Sancho** Mühe gab, sie für jedermanns Augen zu verbergen, so wuste doch **Petronio** das Elend gar wohl, welches inwendig in diesem Hause herrschete. Es wurde so gar von Tage zu Tage grösser; Denn so ärmlich als man auch lebte, so langten doch die wenigen Einkünfte dazu nicht hin; und der Bruder, die Schwestern und ihre Bedienten mußten sich nach und nach in der Kunst üben, ohne Essen leben zu können.

Wie viel Familien in Frankreich, welche den größten und reinsten Adel zu haben sich einbilden, würden in dergleichen Fällen eine solche Verbindung als eine Gunst des Himmels angesehen, und mit beyden Händen darnach gegriffen haben: Allein zu **Barcellona** war es bey dieser Gelegenheit nicht so. **Petronio** ließ einige Tage vorbey gehen, und fühlete, daß seine Neigung immer mehr und mehr Wurzel fassete. Er entschloß sich endlich, den

Edel-

Edelmann in seine Vortheile zu ziehen, und fieng es mit aller möglichen Klugheit an, um die Eitelkeit dieses Menschen nicht wilde zu machen.

Er ließ sich die Erlaubniß bey ihm ausbitten, ihn besuchen zu dürfen, und da er sie erhalten hatte, so bath er ihn, daß er ihm die Gunst erzeigen, und acht tausend Thaler theils in Golde, theils in Silber zu sich nehmen möchte, weil er nicht wüste, wo er es in seinem Hause sicher hinlegen sollte. Er stellete sich als wenn er befürchtete, daß, weil er noch unverheyrathet wäre, und oft ausgienge, diese Summe die Treue seiner Bedienten in seiner Abwesenheit in Versuchung führen, oder daß vielleicht durch ihre Nachläßigkeit Diebe einbrechen möchten. Er bath also den **Don Sancho** nochmals, dieses Geld zu sich zu nehmen, weil sein Haus fester und besser verwahrt wäre als seines. Er gab ihm zugleich zu verstehen, daß wenn er vor gutbefinden würde, es ganz, oder zum Theil, zu seinem Vortheile anzuwenden, er solches ohne Bedenken thun könnte. **Don Sancho** ließ sich nicht einfallen, dieses Geld unter den Umständen von sich zu weisen, und nahm den Vorschlag an. **Petronio** gab zu verstehen, daß er an sichern Einkünften und Obligationen ohne diese Summe, mehr als hundert tausend Ducaten im Vermögen hätte. Das ist gut sagte **Don Sancho**: es fehlt mir zwar auch an nichts, aber so viel habe ich doch nicht übrig. Der junge Nachbar nahm daher Gelegenheit, ihm sein Vermögen und seine Dienste anzubiethen, so oft sich eine Gelegenheit dazu ereignete.

Er bath ihn zugleich inständig, daß er keine Schwierigkeit machen sollte die acht tausend Thaler so anzuwenden, wie er es vor gut befinden würde. Das Geld wurde hingetragen, und unter den beyden Nachbarn eine Art von Freundschaft gestiftet.

Petronio besuchte den **Don Sancho** oft, er redete aber niemals in dem Tone mit ihm, den gewisse Bürger bey Edelleuten annehmen, denen sie nöthig zu seyn glauben. Es schien, als wenn er die acht tausend Thaler gänzlich vergessen hätte, und erwähnte sie niemals nicht. Ja er that noch mehr: denn da er wuste, daß **Don Sancho**, der die Sparsamkeit gewohnt war, seine Küche schwerlich verändern würde, so sorgte er davor, damit seine Geliebte desto besser essen möchte. Er ließ auf dem Markte alles aufkaufen, was nur von vortreflichen Wildprete zu haben war, und schickte es dem Edelmanne heimlich zu. Dieses erstreckte sich so weit, daß er nicht allein sein Haus unterhalten, sondern auch noch davon herrlich tractiren konnte.

Die Fräuleins welche die Absichten noch nicht wusten, die man für eine von ihnen hatte, machten sich dieses unterdessen zu Nutze, und wusten es ihrem Bruder grossen Dank, daß er mit einem so artigen Manne Bekantschaft gemachet hatte. Die Bedienten freueten sich über die glückliche Veränderung, welche in ihrer Küche vorgegangen war, und bathen Gott, daß es lange dauren möchte. Sie vermutheten, daß die Liebe an der Freygebigkeit

keit des Nachbars Antheil haben müste; und wie die Bedienten in dergleichen Sachen gemeiniglich scharfsichtiger sind, als ihre Herren, so zweifelten sie gar nicht, daß die Schönheit der **Leonore** die Göttin wäre, der diese Opfer gebracht würden. **Leonarde** gerieth mit der Zeit auf eben die Gedanken; weil sie entweder den Reizungen ihrer ältesten Schwester Gerechtigkeit wiederfahren ließ, welches ich doch wegen der Seltenheit des Falles kaum glauben kann, oder weil sie, als die Jüngste, davor hielt, daß sie ihrer ältesten Schwester den ersten Liebhaber abtreten müste, der sich hätte einfallen lassen, ihnen seine Neigung zu erkennen zu geben. **Leonore** vermuthete auch etwas; sie erinnerte sich, wie höflich er sich gegen sie bezeuget hatte, als ihn ihr Bruder einmal zu Tische behalten, welches er nur ein einziges mal gethan hatte, ob ihm schon **Petronio** beständig allerhand in die Küche schickte. Sie wünschte, daß unter ihrem Stande kein so grosser Unterschied seyn möchte; sie war aber versichert, daß der Stolz ihres Bruders in diesem Stücke niemals nachgeben würde, und daß dieses ganz unnütze Gedanken wären. Sie wuste auch überdieses nicht gewiß, ob ihr das Herz des **Petronio** wirklich zugehörete, denn er hatte die Vorsicht gebraucht, seine Höflichkeit unter die beyden Schwestern und den Bruder so zu vertheilen, daß man schwerlich unterscheiden konnte, ob sie von der Freundschaft, oder von der Liebe herrührete. Man wundere sich nicht, daß **Don Sancho** seinen Freund nur ein einziges mal bey seinen Schwestern zu Tische behalten hatte: Diese Eingezogenheit, welche

che wir in Frankreich nicht kennen, ist den spanischen Sitten, vornehmlich dazumal, vollkommen gemäß. Anjetzo aber haben die Teutschen und Engelländer, welche sich während dem Succeßions-Kriege, den **Carl** der andere geführet hat, in **Catolonien** aufgehalten haben, die Einwohner dieser Provinz sehr zahm gemacht, und sie sind in diesem Puncte bey weiten nicht mehr so wild als ihre Väter.

Als nun **Petronio** glaubte, daß er sich in der Gunst des **Don Sancho** hinlänglich fest gesetzet hätte, so redete er ihn folgendermassen an: „Ich habe schon lange Gelegenheit gesucht, euch mein Herz zu eröfnen, ich bin aber jederzeit von der Ehrfurcht zurückgehalten worden, welche ich für euch hege; ohne nun derselben im geringsten zu nahe zu treten, so erlaubet mir, daß ich euch meine Gesinnungen entdecken darf. Ihr wisset mein Herr, wer ihr seyd, und ganz **Catalonien** weis es auch: was mich aber anbelanget, so lasse ich mir Gerechtigkeit wiederfahren, und brauche mir nicht vorwerfen zu lassen, wie geringe ich bin, weil ich es noch niemals vergessen habe. Das Glück welches meine Eltern gehabt haben, ein ansehnliches Vermögen zusammen zubringen, und mir solches zu hinterlassen, wovon ich ganz ehrbar leben kann, läßt mich ihren Ursprung nicht vergessen. Ich weis, daß ihr Vermögen genug habt, euch eurem Stande gemäß aufzuführen: ich weis aber auch, daß sich euer Ueberfluß nicht so weit erstrecket, daß ihr euren Schwestern einen Brautschatz geben könntet, der

mit

mit ihrer Geburt und eurer Großmuth überein käme. Wenn ihr nun auf eine andere Art für sie sorgen solltet, und sie entweder in ein Kloster thun, oder an alte mürrische Wittwer verheyrathen müstet, so würden sie ihre Rechnung gar nicht dabey finden. Ich will euch daher einen Vorschlag thun, weil ich von eurer Wohlgewogenheit, gegen mich, vollkommen überzeugt bin. Wenn ihr mir die **Donna Leonore** versprechen wollet, so will ich ihr vierzig tausend Ducaten vorausgeben, und aus Erkentlichkeit für die Gunst, die ihr mir durch eure Einwilligung erweiset, sollet ihr die bewußten acht tausend Thaler behalten, und nach eurem Gefallen damit machen, was ihr wollet.

Don Sancho hörete diesen Vorschlag aufmerksam an, und beantwortete ihn sehr höflich. Er hielt nicht für rathsam, einen Menschen abzuweisen, der solche vortheilhafte Vorschläge that. Auf der andern Seite aber litte sein Hochmuth allzusehr, wenn ihm der Gedanke einer Heyrath einfiel, wodurch er einen Schurken von Bürger zum Schwager bekäme, und so redete er von den besten Familien. Er suchte daher eine höfliche Ausflucht, und sagte zu ihm, daß er die Sache überlegen, und mit seiner Schwester und ihren Verwandten davon reden wollte, ohne deren Einwilligung er nichts thun könnte.

Petronio glaubte wirklich, daß diese Heyrath so gut als geschlossen wäre, so sehr rechnete er auf die Redlichkeit des **Don Sancho**. Dieser

bath, an statt seine Familie um Rath zu fragen, drey oder vier Edelleute von seinem Alter, und von seiner Denkungsart zu Gaste. Er erzählete ihnen den Vorfall, und brachte dabey die beissensten Spöttereyen über den Verliebten mit an. Was denket ihr wohl von dem Lumpen Kerl, meine Herren: er kam zu mir in mein eigenes Haus, und machte sich mit dem Vermögen groß, welches seine Vorfahren, Gott weis auf was für Art, zusammen gebracht haben: und hatte die Verwegenheit meine Schwester Leonoren zur Ehe zu begehren. Ich! ich sollte meine Schwester einem solchen Schurken zur Ehe geben, dessen Verwegenheit sich blos auf einige schlechte Bettelgerichte gründet, die er hergeschicket hat, und die man mehr aus einer zur Unzeit angebrachten Gefälligkeit angenommen, als daß man sich etwas daraus gemacht hat. Meine Sclaven haben sie kaum essen wollen. Fast bin ich Willens, ihn in seinem eigenen Hause, von meinen Leuten mit Prügeln todt schlagen zu lassen. Helfet mir nur Mittel ausfündig machen, wie ich mich an diesem Lumpenhunde räche, der die Verwegenheit hat, sich so weit zu vergessen, daß er glaubt, er werde mich mit ein bißchen Gelde verblenden können, dessen Gehalt doch sehr zweifelhaft ist, und daß ich mich entschliessen würde, mich bis zu ihm herab zu lassen. Indem er dieses sagte, so wurde er bald zornig, bald aber nahm er eine spöttische Mine an. Der Schluß dieser Rathsversammlung fiel endlich dahinaus, daß man dem Liebhaber einen Streich spielen wollte, woran er lange Zeit gedenken sollte.

Das

Das Frauenzimmer war nicht mit zur Berathschlagung gerufen worden, nochmehr aber hütete man sich für den Bedienten. Petronio hatte sie durch seine beständige Freygebigkeit auf seine Seite gebracht, und weil sie befürchteten, sie möchten von neuen in den vorigen Mangel gerathen, wovon er sie befreyet hatte, so würde das Geheimniß, von einem wieder ihn geschmiedeten Anschlage, bey ihnen schlecht verwahret gewesen seyn. Don Sancho gieng, ohne jemand anders um Rath zu fragen als diese jungen Narren, mit denen er alles abgeredet hatte, heimlich zum Petronio, als wenn er ihm von den Gesinnungen seiner Familie hätte Nachricht geben wollen. Er sagte ihm erstlich, daß er die Donna Leonarde um ihre Meynung gefragt, und sie nicht abgeneigt gefunden hätte, in diese Heyrath zu willigen; die Verwandten aber wären nicht so gut gesinnet gewesen; daß er ihnen seine edlen Gesinnungen, seine kluge Aufführung und die Vortheile, welche er seinen beyden Schwestern einräumen wolte, umsonst vor Augen gestellet hätte, und daß sie einen unüberwindlichen Widerwillen gegen diese Verbindung hätten blicken lassen. Um euch aber zu zeigen, fuhr er fort, daß ich ein aufrichtiger Freund von euch bin, so will ich euch zu Ausführung eures Vorhabens wider ihren Willen behülflich seyn, und meiner Seits alles thun, was mir nur zu thun möglich ist. Wir müssen beyde eine Stunde in der Nacht fest stellen, da ich meine Hausthüre mit Fleis ein wenig offen lassen werde: alsdenn müsset ihr euch ganz sachte hinein schleichen, und in meiner Schwester ihr Zimmer

gehen: ihr müsset mir aber bey eurer Ehre versprechen, daß ihr euch dieses Vortheils auf eine bescheidene Art bedienen wollet. **Petronio** versprach dieses, und **Don Sancho** bezeichnete ihm hierauf das Zimmer so, daß er es ohnmöglich verfehlen konnte. Bey dem ersten Schrey, den sie in der Bestürzung thun wird, fuhr er fort, will ich mit meinen Bedienten zu Hülfe kommen, und mich stellen, als wenn ich ausserordentlich zornig wäre. Ihr müsset auch einige Gerichtsbediente bestellet haben, die bey dem ersten Lärmen, den sie hören werden, in mein Haus eindringen; ich will mich mit dem Degen in der Hand stellen, als wenn ich euch umbringen wolte! je mehr sie mich alsdenn abhalten werden, je mehr will ich drohen. Dabey müsset ihr muthig und herzhaft seyn, und sagen, daß ihr bey eurer Frau, der **Donna Leonarde** seyd. Auf dieses Bekänntniß werde ich mich beruhigen, und euch mit einander trauen lassen. Dieser Vorschlag ist nicht der angenehmste, ich muß es aber nothwendig so machen, weil sonsten meine Freunde niemals in die Heyrath willigen würden. Wenn sie nun sehen werden, daß diese Heyrath blos darum geschlossen worden, um einen Schimpf zu vermeiden, der meine Schwester ins Unglück gestürzet, und die Familie verunehret haben würde, so werden sie mich nicht im Verdachte haben, daß ich freywillig in eine Verbindung gewilliget habe, die ihnen misfällt.

Petronio trauete der Redlichkeit des **Don Sancho**, weil er ihm alles dieses auf eine offenher-

zige

zige und freundschaftliche Art sagte. Er überließ sich gänzlich seiner Führung, und dachte auf nichts, als auf die Ausführung des Plans, den man ihm gemacht hatte. Er wäre ihm beynahe gar zu Fusse gefallen, um ihm für einen so heilsamen Rath zu danken: und würde es auch gewiß gethan haben, wenn ihn nicht **Don Sancho** durch seine Umarmung daran gehindert hätte. Seine Freude war so groß, daß er ihm eine mit Diamanten besetzte Kette an den Hals hieng, die Zehn tausend Thaler werth war. Er verließ ihn hierauf, um die Gerichtsbedienten und einige vertraute Freunde zu gewinnen, und bestellte sie, daß sie sich die folgende Nacht um halb Eins fertig halten sollten; denn dieses war die Zeit, die er mit dem **Don Sancho** bestimmet hatte.

Don Sancho zeigete niemanden das Geschenke, womit ihn sein künftiger Schwager beehret hatte. Er rief **Leonarden** zu sich, und sagte ihr heimlich, daß er diese Nacht ihr ordentliches Schlafzimmer nöthig hätte, und daß ers ihr den folgenden Morgen wieder geben wollte. Er befahl ihr, ohne ihr die Ursache dieser neuen Einrichtung zu entdecken, daß sie bey ihrer Schwester der **Donna Leonore** schlafen und zu ihr sagen sollte, daß sie die vorige Nacht in ihrem Zimmer ein Geräusche gehöret hätte, und sich dahero alleine zu schlafen fürchtete. Der Zwang, worinne die beyden Fräuleins von ihrem Bruder gehalten wurden, hinderte sie, etwas darwider einzuwenden: sie that ihre gewöhnlichen Verrichtungen im Hause, und erwar-

tete

tete die Zeit, um mit ihrer Schwester zu Bette zu gehen.

So bald sie von dem **Don Sancho** weg war, so ließ er die häßlichste und eckelhafteste von ihren Sclavinnen rufen, und sagte zu ihr: daß er sie für die langen Dienste, die sie seinen Schwestern und seiner Mutter gethan hätte, belohnen, und mit einem artigen Menschen verheyrathen wollte, der ihr reichlich zu leben verschaffen würde; daß sie dieser wegen gegen eilf Uhr des Abends in der **Donna Leonarde** Zimmer gehen, und sich da niederlegen müste ohne ein Wort zu reden, oder das geringste Geräusche zu machen: Daß sie den folgenden Tag das Ende von dieser Historie erfahren, und ihm sehr verbunden seyn würde, daß er ihr einen so artigen Mann ausgesuchet habe. Die arme Mohrin, welche nicht wußte, was sie bey diesem Befehle denken sollte, konnte ihm weiter nichts antworten, als daß sie ihm auf das genaueste gehorchen wollte. Sie dachte über diese Sache nach, denn das Gesinde hat über alles seine Gedanken was ihm die Herrschaft befiehlt, vornehmlich, wenn es nicht einsiehet, was eigentlich ihr Vorhaben ist, und sagte zu sich selbst: was habe ich zu befürchten, wenn ich mich verheyrathe? das schlimste was mir begegnen kan ist dieses, daß mein Elend verändert wird, und ich habe doch den Vortheil dabey, daß ich aus der traurigen Sclaverey komme.

Da es Zeit war zu Bette zu gehen, so gieng **Donna Leonarde** in das Zimmer ihrer Schwe-

ster,

ster, welche sich schon auszog, um sich hinein zu legen. Diese nahm es sehr übel, daß man sie in ihrer Ruhe stöhren wollte, ohne ihr zuvor etwas davon gesagt zu haben. Die furchtsame **Leonarde** wuste nicht was sie thun sollte: Auf der einen Seite that es ihr leid, daß sie ihrer ältesten Schwester beschwerlich seyn sollte: Auf der andern Seite aber trauete sie sich nicht, den gebieterischen Befehlen ihres Bruders ungehorsam zu seyn, dessen Zorn sie befürchtete. Noch weniger unterstund sie sich, in sein Zimmer zu gehen, um ihn zu fragen, was sie thun sollte, damit sie niemanden böse machte. Sie blieb also in dem Zimmer ihrer Schwester, welche im Ernste böse wurde, und zu ihr sagte, daß sie in ihr, der **Donna Leonarde** Zimmer gehen wollte, um ihr zu zeigen, daß sie mehr Herzhaftigkeit besässe als sie. Sie begab sich auch wirklich dahin, und legte sich in ihr Bette.

Die schwarze Sclavin, welche diesen Platz hatte einnehmen sollen, hatte der Sache weiter nachgedacht. Sie kante die Gemüthsart des **Don Sancho** von seiner Kindheit an, und konnte nicht begreifen, wie es möglich wäre, daß er sie in einen so guten Stand setzen wollte, als er ihr Hoffnung machte. Er, der ihr niemals ein einziges Wort gesaget hatte, woraus sie nur die geringste Gütigkeit hätte schliessen können. Tausend Unruhen waren ihr in die Gedanken gekommen: Sie hatte die andere Mohrin um Rath gefragt, und diese dachte just so wie sie. Beyde hatten von seinem Bewegungsgrunde eine schlimme Meynung, und schlossen,

sen, daß ein gefährlicher Handel darhinder stäcke, und daß es der Sclavin wohl gar das Leben kosten könnte, wenn sie gehorchte. Jedermann liebt das Leben, und die allerelendesten fürchten den Tod eben so sehr, als diejenigen, welche ihre Tage mit Vergnügen zubringen. Sie beschloß dahero, daß sie, wie gewöhnlich, bey ihrer Cameradin schlafen, und den Morgen darauf zu ihrer Entschuldigung sagen wollte, daß sie der Schlaf überfallen und gehindert hätte, daß sie seine Befehle nicht zu der bestimmten Zeit hätte vollziehen können, sollte es auch einmal Schelten, oder aufs höchste Stockschläge kosten.

Petronio gieng halb Eins aus seinem Hause, und fand des **Don Sancho** Hausthür abgeredter massen offen. Er ließ sie durch die Gerichtsbedienten bewachen, welche sich auf sein Bitten schon eingefunden hatten. Er brachte auch einige Freunde mit, welche er auf die Treppe stellete, und gieng auf das Zimmer los, welches man ihm gezeiget hatte. Er kam mit Hülfe einer Blendlaterne hinein, und näherte sich dem Bette, auf welchem ein Frauenzimmer ruhete. Sie schlief so fest, daß er sie bereits in seinen Armen hatte, ehe sie aufwachte. Sie fieng für Schrecken an zu schreyen, und **Petronio**, der die **Donna Leonarde** zu haben glaubte, gab sich vergebliche Mühe sie zu besänftigen.

Don Sancho, der mit den jungen Leuten, die um diesen Anschlag wusten, in seinem Zimmer

wartete,

wartete, gieng so gleich unter Begleitung vieler Bedienten heraus, welche brennende Fackeln trugen, um bey der Comödie, welche sie spielen wollten, desto besser sehen zu können. Sie liefen mit großem Geschrey herzu, und nahmen sich vor, recht zu lachen; ja sie lachten schon zum voraus über die Unruhe, worinnen **Petronio** seyn würde, wenn er ein schwarzes Ungeheuer in seinen Armen sehen würde. Sie erstaunten aber gewaltig, als sie, statt der Mohrin, die **Donna Leonore** fanden, welche sich aus den Händen des **Petronio** zu kommen bemühete, der sie aber nicht los ließ, so sehr sie sich auch sträubete.

Don Sancho entsetzte sich, da er sahe daß seine Schwester in die Schlinge gefallen war, die er seinem großmüthigen Wohlthäter auf eine so niederträchtige Art geleget hatte. Er wurde ganz sinnlos. Schmerz, Schaam, Wuth und Verzweifelung beunruhigten ihn, und er wurde so blaß, unbeweglich und kalt, wie ein Stein. Seine Freunde schrien unterdessen um **Rache**, und **Gerechtigkeit**, und **Donna Leonore** um Hülfe. **Petronio** hatte sie noch nicht angesehen, und meinte, die **Donna Leonarde** in Armen zu haben: er wunderte sich auch über die heftigen Bewegungen, die sie machte, um ihm zu entkommen, weil er glaubte, daß ihr ihr Bruder von dieser Sache Nachricht gegeben hätte. Er schrie aus allen Kräften, daß es seine Frau wäre; und da er sahe, daß die Leute gewafnet waren, so hielt er mit der einen Hand die Schöne, und nahm in die

ande-

andere ein Pistol, um sich damit zu vertheidigen, wenn er etwa sollte angegriffen werden. Seine Freunde waren auf dieses Geschrey herbey gelaufen, um ihm zu helfen, und man würde vielleicht ein blutiges Gefechte angefangen haben, wenn sich nicht die Gerichtsbedienten, die schon gestimmet waren, in diesem Augenblicke gezeiget hätten. Als sich **Don Sancho** von seiner Bestürzung wieder erholet hatte, so drohete er, und machte Vorwürfe. **Welche Schandthat!** sagte er, **welche Verrätherey! niederträchtige Schwester, treuloser Petronio. Ihr sollet beyde von meiner Hand sterben.** **Petronio** sagte ihm aber, daß er ihm das Herz mit drey Kugeln durchbohren wollte, wo er ihm mit einem Schritte zu nahe käme, und verwieß ihm gleichfalls seine Treulosigkeit. Die Verwandten des **Don Sancho** wußten nicht, was sie von alle dem denken sollten; sie waren unschlüßig, ob sie über den **Petronio**, oder über ihn herfallen sollten; denn sie konnten aus einigen Worten schliessen, daß sie **Don Sancho** selbst zum besten hätte. Sie waren eben im Begriffe, in dieser Ungewißheit einen Schluß zu fassen, als der Oberste von den Gerichtsbedienten sein Ansehen ins Mittel schlug und Stillschweigen geboth.

Petronio machte sich diesen Augenblick zu Nutze, und sagte, daß er hieher gekommen wäre, nachdem er sich mit — — — verlobet hätte, mit **Leonarden** wollte er sagen, er sahe aber zum Glücke noch, daß er **Leonoren** in seinen Armen hatte. Er faßte als ein verständiger Mensch sogleich

gleich einen Schluß, und sagte: Ich unterwerfe mich alle dem, was der Herr **Sancho** bey diesem Vorfalle vor gut befinden wird, und biethe ihm eine Genugthuung an, so wie er sie, so wohl für sich, als für seine Schwester und für seine Familie verlangen wird.

Da der Officier sahe, daß er so billig war, so suchte er die Wuth des **Don Sancho** zu besänftigen, der den übeln Ausgang seines Betrugs nicht verdauen konnte, und bloß seine Rache zu befriedigen suchte, so daß er die **Donna Leonore** beynahe mit sich weggenommen hätte, um sie an einen sichern und freyen Ort zu bringen. Das Frauenzimmer fieng entsetzlich an zu schreyen, und wollte nicht aus dem Hause gehen. Man fieng an, die Sache genauer zu untersuchen, und **Don Sancho** sahe wohl ein, daß er nicht mit Ehren aus diesem Handel kommen würde, daher er seine Freunde um Rath fragte. Diejenigen, welche aus seiner Verwirrung schlossen, daß sein Betragen nicht allzu regelmäßig sey, waren der Meynung, daß für die **Donna Leonore** und ihre Familie keine andere Genugthuung statt finden könnte, als eine geschwinde Heyrath mit dem **Petronio**, jedoch mit der Bedingung, daß er ihr, wegen Ungleichheit des Standes, funfzig tausend Ducaten voraus vermachen sollte, im Fall er etwa ohne Erben verstürbe. Er willigte sehr gern darein, und **Leonore** erinnerte sich gleichfalls an alles das, was sie seit dem glücklichen Tage, da er in ihrem Hause eine so angenehme Veränderung gemacht, vortheilhaftes von ihm gedacht hatte. Sie überlegte, daß er die ein-

zige Mannsperson sey, welche ihr jemals die Hand angebothen hätte, daß er reich und wohlgestalt wäre, und daß er bey allen Gelegenheiten edle Gesinnungen von sich hätte blicken lassen: daß sie hingegen arm, und gar keine Hofnung zu einer andern Heyrath hätte, wenn sie sich diese Gelegenheit nicht zu Nutze machte. Sie entschloß sich dahero so gleich, verbannete alle Zweifel über die Ungleichheit des Standes, und erklärete, daß sie in die Heyrath willigte. Während, daß man dem Richter von dem ganzen Vorfalle Nachricht gab, so fieng es an Tag zu werden, und **Petronio** heyrathete diesen Morgen noch die **Donna Leonore** in Gegenwart seiner und ihrer Freunde, nachdem er die Erlaubnis des Bischoffs erhalten hatte. Der neue Ehemann erfuhr die Comödie gar bald, die man ihm zu spielen sich vorgenommen hatte: Er kaufte die Mohrin, schenkte ihr ihre Freyheit, und ließ sie bey der **Donna Leonore** zur Bedienung. Er machte seiner Schwägerin ein Geschenck von acht tausend Ducaten, zu einem Brautschatze, weil er sie zu heyrathen willens gewesen war: dem **Don Sancho** aber schenkete er das Geld, welches er ihm ehemals aufzuheben gegeben hatte, und quittirte ihn darüber. Er ersuchte ihn nachgehends, daß er niemals einen Fuß in sein Haus setzen möchte, weil er befürchtete, daß ihm etwas entfahren möchte, wenn er sich an das vergangene erinnerte, das der Hochachtung und der Liebe zuwider wäre, welche er ihm, als seinem Schwager, schuldig zu seyn glaubte.

IV.

Der üble Ruf ist ein Schandfleck, den auch der Tod nicht auszulöschen im Stande ist.

Dritte Begebenheit.

Ein Herr vom Hofe der sich zu **Valladolid** aufhielt, hatte einen Menschen als Küchenmeister in seinen Diensten, der recht zu diesem Amte gebohren zu seyn schien. Er war ehrgeizig, betrüglich, ohne Gewissen, und nach anderer Leute Vermögen sehr begierig; welche Eigenschaften er mit der Muttermilch eingesogen haben mochte. Er verrichtete sein Amt, und zog allen möglichen Vortheil daraus, ohne sich um das Zukünftige zu bekümmern.

Er machte sich mit einigen Frauenzimmern bekannt, die ihn ganz willig aufnahmen, weil sie mehr Geld bey ihm zu finden glaubten, als er wirklich hatte. Er wendete alles mögliche an, reich zu scheinen, und lies daher mehr aufgehen, als ihm seine Einkünfte erlaubten. Seine Verstellung währete aber nicht lange, weil das Geld nicht zureichen wollte. Denn wenn er übel und böse vier Realen verdienet hatte, so verthat er deren Zehn oder Zwölfe. Er war noch ledig, und redete bey dem Frauen-

zimmer von heyrathen, allein sie speisete ihn blos mit schönen Worten ab. Sie stammete aus einer Familie, die beständig nach Gelde und Geschenken hungrig war. Die Mutter war eine verschlagene Frau, und nachdem sie ihren Töchtern lange Zeit ein übel Beyspiel gegeben hatte, so half sie ihnen ihre Reizungen nutzen, und das bischen Ehre rühmen, das sie etwa gehabt hatten. Wenn man zu ihnen kam, so lenkete sie das Gespräche allezeit auf ihre Armuth. Ihre Töchter nenneten sich zwo Waysen, die zwar von guten Herkommen, aber ohne Vermögen wären. Sie versäumeten nichts, allerhand Leute an sich zu ziehen, deren Freygebigkeit sie unter dem Vorwande ihrer Armuth auf die Probe stelleten. Sie wusten ihre Sachen so gut zu machen, daß sie auch den allerlistigsten Vögeln einige Federn ausrauften. Die Nachbarn, die ihre Lebensart wusten, nenneten auch den Theil des Hauses, in welchem sie wohneten, nicht anders, als den **Meisenkasten.**

Der arme Küchenmeister war in der Aeltesten ihre Hände gefallen, und diese wuste sich seine Schwäche zu Nutze zu machen. Denn da er sehr eitel war, so griff sie ihn auf der Seite an, und erhielt dadurch tausenderley von ihm, das es ihr abzuschlagen sich nicht getrauete. Sie machte sich eine Ehre daraus, und überredete ihn, daß er ihr ihr Zimmer ausmeubliren ließ. Sie war eben so eitel als ihr Liebhaber. Sie wollte ein Faulbette haben, damit sie ihn desto bequemer empfangen könnte: er verschaffte ihr eins. Sie verlangte Tapeten von vergolde-

goldeten Leder: auch diese bekam sie. Ja er schenkete ihr so gar einen Tragsessel; welches eine unnütze Meubel für sie war, weil er nicht Vermögen genug hatte, ihr allezeit, wenn sie ausgieng, zwey Kerls zu halten. Er hatte ihn aber auch nur zur Bezahlung für einige Ueberbleibsel von seines Herrn Tafel bekommen, welche er einer Familie verkaufte, die in Armuth gerathen war. Da er was grosses vorstellen wollte, so machte er sich eine Ehre daraus, seiner Liebste solche Geschenke zu machen, wie unter vornehmen Leuten gewöhnlich sind. Er schenkte ihr auch eine kleine Meerkatze, die er im Spiele gewonnen hatte. Sie nahm dieses Geschenke mit Freuden an; allein die Mutter, welche in allem sehr fein war, klagte, daß das arme kleine Thier zu viel fräsle. Es würde auch gewis verhungert seyn, wenn man nicht darauf gefallen wäre, es Morgens und Abends zu dem Küchenmeister zu schicken, um es daselbst sich satt fressen zu lassen.

Das Haus worinne diese Nymphen wohneten, war neben des Herrn seinem, bey dem er in Diensten stand. Die Dächer stiessen an einander, und jedes hatte ein Fenster, wovon das eine auf den Boden dieser Schönen gieng: das andere machte eine Dachstube helle, in welcher der Küchenmeister schlief. Man gewöhnete also die Meerkatze auf den Ziegeln hinzulaufen, und bey ihm ihre Mahlzeit zu halten, worauf sie wieder zu ihrer Frau zurück kam. Sie fras um so viel weniger bey ihr, weil sie in der Dachstube allezeit einige Haselnüsse und andere Kleinigkeiten fand, die man ihr aufgehoben hatte. Hätte

der arme Mensch gewußt, wie sehr man ihn nebst seinen Geschenken verachtete, so würde er sich vielleicht von seiner thörichten Neigung haben heilen können. Er war aber so eitel, und glaubte, daß er von seiner Schöne zärtlich geliebet würde. Denn ob sie schon im Grunde nicht die geringste Hochachtung für ihm hegete, so erzeigte sie ihm doch als eine Erzcoquette tausend Liebkosungen, welche ihn immer näher zu dem Abgrunde führeten, worein er nothwendiger Weise fallen muste.

Er war nicht der einzige, bey dem man sie verschwendete. Die Liebe Mutter war herzlich froh, daß er ihren und seines Herrn Vorrath zugleich einkaufete; wobey sie die andern Hülfsmittel auch nicht ausschlug, welche ihr diejenigen verschafften die sie besuchten, und die Geld zu geben im Stande waren. Er verschaffte das, was unumgänglich nothwendig war, und man sahe ganz gern, daß auch andere ihre Opfer zu diesem Altare brachten. Man gieng dem ohngeachtet behutsam mit ihm um. Er maßte sich eine Art von Herrschaft an, daß ihn die ganze Nachbarschaft als den zukünftigen Ehemann der Aeltesten ansahe. Man machte ihm weis, daß seine Nebenbuhler entweder Verwandte oder Liebhaber von der jüngsten Schwester, oder gar von der Mutter wären, ob sie schon sehr weit über das Alter hinaus war, jemanden verliebt zu machen; oder man sagte ihm, daß es Liebhaber von der Aeltesten wären, welche sie ihm aufopferte. Der arme einfältige Mensch war voller Freude, daß er in diesem Hause so geliebkoset wurde, und lief blindlings in die Schlinge welche man ihm legte.

Sein

Sein Herr sahe bisweilen, wider die Gewohnheit der Standespersonen seine Rechnungen an, welche öfters wegen ihrer Nachläßigkeit von ihren Bedienten zu Grunde gerichtet werden, und merkete, daß der Preis der Lebensmittel jederzeit sehr hoch, und weit über den wahren Werth angesetzet wäre. Er hatte erfahren, daß sich der Küchenmeister gewissen Blutigeln ergeben hätte, die ihm alles Blut aus den Adern saugten. An statt ihn aber so gleich fortzujagen, so warnete er ihn auf eine liebreiche Art, daß er sich bessern, und eine so gefährliche Bekanntschaft meiden sollte. Der Küchenmeister versprach es zwar, er hielt aber sein Wort schlecht. Es schien so gar, als wenn diese neue Hindernis seine unglückliche Neigung noch mehr verstärkte, so daß den Herrn nur noch einige Gütigkeit abhielt, daß er ihn nicht so gleich fortjagte. Was hätte er alsdenn anfangen wollen? das, was er zusammen gestohlen hatte, war von der Familie seiner Liebste nach und nach aufgefressen worden. Seines übeln Rufs wegen würde er anderswo auch keine Dienste bekommen haben, folglich würde er ins äusserste Elend gerathen seyn.

Da die Einnahme von seinem Dienste die Gierigkeit dieser drey lüderlichen Weibspersonen nicht zu sättigen im Stande war, so kaufte er allerhand Sachen um einen wohlfeilen Preis ein, und bemühete sich, sie sehr theuer wieder zu verkaufen; und dennoch war dieses noch nicht hinlänglich, diese verdammte Wirthschaft zu unterhalten. Sie hatte ihm seine Ehre und sein Vermögen gekostet,

und es war schon so gut als gewiß, daß dieses noch nicht genug seyn würde.

Als er eines Tages gewöhnlicher massen in dieses Haus gieng, wollte ihn eine Magd aufhalten, und sagte zu ihm, daß Gesellschaft da wäre: er gieng aber mit Gewalt hinein. Die Mutter und die jüngste Tochter bemüheten sich, ihn zu überreden, daß er in ein paar Stunden wiederkommen möchte, allein diese Bitte schien ihm verdächtig. Er vermuthete die wahre Ursache dieses Compliments, und bestund darauf, in der Aeltesten ihr Zimmer zu gehen, welches inwendig verschlossen war. Er schlug an die Thür desselben, als wenn er Herr vom Hause wäre, so sehr ihn auch die Mutter und die Schwester davon abzuhalten sich bemüheten. Die Thür wurde aufgemacht, und es kam ein Edelmann heraus, der ihm ohne weitere Umstände mit einem Dolche einen Stoß in den Kopf gab. Er fiel davon hinterrücks hin, worauf man ihn in seine Dachstube trug, in welcher er dieselbe Nacht noch starb.

Die Leute, die ihn nach Hause getragen hatten, waren verschwiegen, und er war ohne Verstand, daß er also kein einziges Wort sagen konnte. Man erfuhr daher in seines Herrn Hause nicht, wer diejenigen gewesen waren, die ihn so gut bezahlet hatten. Man machte sich auch so wenig aus ihm, daß man nicht einmal darnach fragte. Jedermann war in dem Hause so beschäftiget, daß man nach seinem Tode nicht einmal auf seine Beerdigung bedacht war. Endlich fiel es seinem Herrn noch

ein,

ein, zu fragen, ob es geschehen wäre. Man antwortete ihm mit Nein; worauf er seinen Bedienten befahl, den todten Cörper aus dem Hause schaffen zu lassen.

Es war schon Abend, als die Priester aus der Pfarrkirche mit dem Creuze ankamen, und es war eben die Stunde, zu welcher die Meerkatze durchs Fenster zu kommen gewohnt war, um ihre Abendmahlzeit abzuholen. Man hatte das Fenster aufgelassen, damit der üble Geruch vergehen sollte, den der Cörper in dem Hause hätte verursachen können. Er lag auf einem Stück Tapete ausgestreckt, und die Meerkatze hatte sich neben ihn gesetzet, und erwartete ihre Portion, welche er ihr gemeiniglich zu geben pflegte. Die Geistlichen giengen, nebst den Bedienten des Hauses, mit Wachskerzen und Lichtern die Treppe hinauf, und fiengen das Libera an zu singen. Die Meerkatze, welche man noch nicht bemerket hatte, wurde durch diesen Gesang, und durch den Schein der Lichter wilde gemacht, daß sie den Weg, wo sie hergekommen war, vergaß, und zur Thür hinaus auf die Treppe sprang, welche voll Leute war, denen sie über die Köpfe wegsetzte und davon lief. Alle diese Leute erschracken so darüber, daß einer über den andern fiel, und die Flucht nahm. Manche waren am Kopfe beschädiget, andern waren Ribben im Leibe zertreten, und noch andere hatten sich die Arme ausgefallen; und da die Einbildung, wenn sie von der Furcht eingenommen ist, die Gegenstände allezeit vergrössert, so erzählete man einen Augenblick hernach, daß, als

man den Cörper hätte fortschaffen wollen, man einen Haufen Teufel gesehen hätte, die sich der Beerdigung widersetzet, und den Besitz des Verstorbenen streitig gemacht hätten. Diejenigen welche bey dieser Gelegenheit waren beschädiget worden, bekräftigten dieses Gerichte, und setzten noch mehr dazu. Die Geistlichen weigerten sich, einen Cörper zu begraben, über den der Teufel sein Recht so augenscheinlich gezeiget hätte, und der Herr sahe sich genöthiget, die Gerichten um Hülfe zu bitten, welche die Beerdigung unterdessen besorgen liessen. Man untersuchte alle Umstände: und da die Meerkatze aus Hunger noch vielmal ans Fenster zurück kam, so gab man Achtung wo sie herkam. Man erkundigte sich bey seiner Liebste, und erfuhr, was sie an diesen Ort trieb. Die Wahrheit war also entdecket, dem ohngeachtet war die Unwahrheit noch viel stärker. Die, welche meyneten, daß sich der Teufel leibhaftig hätte sehen lassen, wollten nicht davon abgehen, und bestunden auf ihrem Vorurtheile. Man suchte sie aus dem Irthume zu reissen, indem man ihnen die Begebenheit mit der Meerkatze erklärete, welches ganz natürlich war; allein sie sahen dieses als eine sinnreiche Erfindung des Herrn an, um seinen Bedienten die Furcht zu benehmen, und sie in einem Hause zu behalten, worinne man aus dem Cörper des Küchenmeisters viele Teufel hätte springen, die Treppe hinab laufen, und sich in alle Zimmer zerstreuen sehen.

V. Alles

V.

Alles kömmt auf die Art und Weise an, wie man es anfängt.

Eine spanische Erzählung.

Ein geschickter Maler kam nach **Toledo** der Hauptstadt in **Spanien**, in der Hofnung sein Glück daselbst zu machen. Er hatte es in der Kunst auf Leinwand zu malen sehr weit gebracht. Seine Stücke waren wegen der verschiedenen Gegenstände, der richtigen Zeichnung, der lebhaften Farben, und der freyen Striche vortreflich. Bey alle dem aber war er arm. Sobald er ein Gemälde fertig gemacht hatte, auf dessen Verkauf er viel rechnete, so zeigete er es Kennern, welche es sehr rühmeten. Es kamen viel Leute es zu besehen, und man lobte den Maler ungemein; das war aber auch alles: Niemand redete von kaufen, ja man fragte nicht einmal nach dem Preise. Der arme Mann hätte mit samt seiner Geschicklichkeit beynahe verhungern müssen. Er erfuhr, daß ein Franzoß von seiner Profeßion in seiner Nachbarschaft wohnete: er machte Bekanntschaft mit ihm, und sahe gar bald, daß dieser Fremde sehr gut lebte, ohnerachtet er nur eine sehr mittelmäßige Gabe besaß, und bloß schlechte Gemälde machte, die ihm wenig Zeit kosteten, und folglich sehr wohlfeil verkaufen konnte.

Es waren gemeiniglich Stücke, welche die Geschichte des **Amadis**, oder eines **St. George** zu Pferde, oder eines **St. Alexis** unter der Treppe, oder einer heiligen Ursel mit den eilf tausend Jungfrauen vorstelleten. Der spanische Maler sahe endlich ein, daß er nicht darauf bestehen müste, seinem eigenen Geschmacke zu folgen, und daß es ihm viel vortheilhafter seyn würde, sich nach der Käufer ihrem zu richten. Er machte sich diesen Gedanken zu Nutze, und bestund nicht weiter darauf, Meisterstücke seiner Kunst zu liefern, sondern machte es wie der Franzose, und malete blos Stücke, die er wohlfeil geben konnte. Jeder Bauer, der in die Stadt kam, kaufte ihm ab, und er konnte von dem Gelde die Zeit über ganz gut leben, die er zu Verfertigung guter Gemälde anwendete, von denen er Ehre hatte. Hierdurch wurde er in Stand gesetzet, die Gelegenheit zu erwarten, sie nach ihrem wahren Werthe zu verkaufen. Er bedankete sich bey dem Franzosen, der ihm diesen guten Rath gegeben hatte, und dieser antwortete darauf: mein Freund, Es kömmt alles auf die Art und **Weise an wie man es anfänge.**

Ich will noch zwey andere Beyspiele hinzusetzen, welche diese Wahrheit bekräftigen, und wovon das erste sehr kurz seyn wird. Ein gewisser Bauer wuste von der Religion so wenig, daß er nicht einmal den christlichen Glauben auswendig konnte. Als der Pfarrer seine Unwissenheit erfahren hatte, so versagte er ihm die Sacramente, bis er sie würde gelernet haben. Der Bauer, der sich

im Ernste aus diesem Zustande reissen wollte, suchte alle mögliche Mittel dazu hervor, und fand kein bessers als dieses. Nicht weit von seinem Hause wohnete der Schulmeister; wenn nun die Kinder des Morgens und Abends aus der Schule giengen, so setzte sich der Bauer an seine Thür, wieß den Kindern ein Stück kleine Münze, und versprach es dem zu geben, welches den christlichen Glauben am besten hersagen würde. Jedes wollte das Geld gewinnen, und sagte ihn her, so daß er ihn endlich durch vieles Hören selbst lernete, und dem Pfarrer hersagen konnte, der seinen Eyfer lobte, und die Art bewunderte, deren er sich dabey bedienet hatte.

Das andere Beyspiel das ich versprochen habe, ist weitläuftiger als die vorigen, und ich werde mich mit der Erlaubnis des Lesers länger dabey aufhalten. Eine Dame von **Cadix** war eines Tages ausgegangen, um an dem Ufer des Meeres spaziren zu gehen, und die unruhigen Gedanken in dieser Einsamkeit zu vertreiben, welche sie beunruhigten, und die sie niemanden zu entdeken sich getrauete. Sie hatte ihre beyden Cammermädchen weit von dem Orte, wo sie war, in ihrer Kutsche gelassen, und hatte ihnen verbothen, ihr nachzufolgen, so daß sie nicht wusten, was sie von der Unruhe denken sollten, welcher sich ihre Frau überließ. **Polydore** so hieß sie, betrachtete das Meer, welches damals sehr stürmisch war, und sahe unter den Wellen, welche sich wechsels weise erhoben, und wieder fielen, etwas, das sich ihren Augen bald zeigete, bald aber wieder verschwand. Als dieser

Gegen-

Gegenstand von den Wellen näher ans Ufer geworfen wurde, so nahm sie einen jungen Menschen wahr, der ein Bret umfasset hielt, und mit dieser schwachen Hülfe sein Leben wieder das Meer vertheidigte, welches ihn alle Augenblicke zu verschlingen drohete. Sie wurde von seinem Zustande gerühret, und fühlete, ohne daß sie ihn kennete, so viel Mitleiden gegen ihn, daß sie im Begriff war, selbst ins Wasser zu waden um ihm zu helfen. Während, daß sie ihre Wünsche für die Erhaltung dieses Unbekannten zum Himmel schickte, so kam er endlich ans Land. Er war nicht so wohl von der Beschwerlichkeit abgemattet, welche er hatte ertragen müssen, indem er mit den Wellen gekämpfet hatte, als von einer Traurigkeit, welche auf seinem Gesichte gemalet war.

So bald er **Polydoren** sahe, so konnte er kein einziges Wort reden; so viel Beunruhigung verursachte ihm dieser Anblick. Sie glaubte, daß seine Verwirrung von dem Schifbruche herrührete, wovon er nichts als seine Person gerettet hatte: oder auch, weil er sich in einem fremden Lande ohne Hülfsmittel und Bekantschaft befände. Sie both ihm geschwind eine Erleichterung in seinem Elende an. Indem sie ihn nun beständig ansahe, so glaubte sie in seinem Gesichte die Züge einer Person zu entdecken, welche ihr lieb war; und diese Gedanken machten sie neugierig, zu erfahren wer er wäre, wo er herkäme, und warum er sich einer solchen Gefahr ausgesetzet hätte? Der Fremde, der sich von seinen ersten Schrecken, das ihm dieser Anblick verursa-

ursachet, zu erholen Zeit gehabt hatte, antwortete ihr mit folgenden Worten: „Ich will eure Neugierde herzlich gern befriedigen, wenn ihr mir erlaubet, eine einzige Frage an euch thun zu dürfen. Ich weis nicht, ob ich mich irre, aber ihr sehet der Person sehr ähnlich, für welche ich seit drey Jahren alles leide, was man nur strenges erdenken kan, und für welche eine zärtliche und beständige Liebe mir die größten Gefährlichkeiten hat übersteigen lassen.„ **Polydore** bemühete sich umsonst eine zufriedene Mine anzunehmen. Ihre Augen verriethen sie wider ihren Willen, und einige Thränen, die sie nicht zurück halten konnte, flossen über ihr Gesichte, so sehr sie selbige zu verbergen suchte. Das, was ihr mir da saget, ist ein Räthsel für mich, antwortete sie ihm, ich kenne euch nicht; aber dem ohngeachtet nehme ich viel Antheil an eurem Unglücke. Euer elender Zustand rüret mich, und ich werde mir ein Vergnügen daraus machen, euch darinne einige Hülfe leisten zu können. Ich bin von **Cadix**, wo mein Vater wohnet. Der Cavalier wollte ihr zu Fusse fallen, um ihr für die gütigen Gesinnungen, die sie gegen ihn blicken ließ, seinen ergebensten Dank abzustatten, sie ließ es aber nicht zu. Sie setzte sich darauf auf den Sand nieder, und machte sich fertig, seine Begebenheiten erzählen zu hören. Ich heisse **Lisidor**, und bin aus **Venedig**. Meine Vorfahren sind daselbst jederzeit unter dem Adel in Ansehen gewesen. Ich war kaum funfzehn Jahr alt, als ich mich heftig in ein Frauenzimmer verliebte. Ich will euch nichts von ihren Reizungen sagen, denn ich habe sie schon genug gelobet, da ich gesagt,

daß

daß ihr derselben so ähnlich sehet, daß ich euch auch für sie angesehen habe. Sie hieß **Polydore**, und niemals haben zwey Herzen heftiger für einander gebrennet als die unsrigen. Ich liebte, und wurde wieder geliebet, und es fehlete unserm Glücke weiter nichts, als die Einwilligung unsrer Eltern. Ich hielt bey ihrem Vater um sie an: aber, wollte der Himmel, daß ich diesen Schritt nicht gethan hätte! denn er stürzte mich ins Verderben. Er war zum Unglück der Oberste einer Partey, die einer andern entgegen stund, wovon mein Vater lange Zeit das Oberhaupt gewesen war. Der **Polydore** Vater sahe bloß auf seinen Haß, und schlug mir seine Tochter auf eine hochmüthige und verächtliche Art ab. Diese abschlägliche Antwort rührete mich sehr wenig. Die liebenswürdige **Polydore** nahm an den feindschaftlichen Gesinnungen ihres Vaters gar keinen Antheil, und suchte alle Gelegenheiten auf, sich mit mir zu unterreden, damit wir mit einander Mittel ausfündig machen möchten, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche sich unserm Glücke widersetzten. Sie bestimmte mir eine Stunde, da ich an einen Erker, der in ihrem Zimmer war, eine Strickleiter anwerfen, und zu ihr kommen sollte. Ich hielt mein Wort, und da ich hinauf gestiegen war, so gab ich das Zeichen, und sie machte mir auf. Eine Liebste ist bey dergleichen Gelegenheiten allezeit wachsam. Sie hatte mir niemals so schön geschienen, als den Tag. Die Furcht, überfallen zu werden, und ein wenig Schaam, daß sie sich mit mir alleine befand, ob sie schon vollkommen von meiner Hochachtung gegen sie überzeugt war, schie-

nen

nen ihre Reizungen zu erhöhen. Ich befürchtete, die Strickleiter möchte uns etwa ein Unglück zuziehen, daher machte ich sie von dem Eisen los, woran sie hinunter hieng, und zog sie in den Erker hinauf. Ich machte mir darauf diese kostbaren Augenblicke zu Nutze, und benahm ihr erstlich die Furcht, daß man ihr diesen Schritt für ein Verbrechen auslegen würde. Ich erzählete ihr, wie übel ihr Vater mein Anhalten aufgenommen hätte, worauf sie mich ihrer Standhaftigkeit auf so eine Art versicherte, daß ich davon vollkommen überzeugt wurde. Liebster Lisidor, sagte sie zu mir, ich will eure Frau seyn, es gehe auch wie es wolle, und ich würde eben die Gesinnungen für euch haben, wenn mich auch der Himmel zur Erbin einer Crone gemacht hätte. Seyd nur verschwiegen, bis es dem Himmel gefallen wird uns, zu Erreichung unsers Zwecks, Mittel an die Hand zu geben. Kommet alle Nächte, mich eurer Standhaftigkeit zu versichern, und ich will es gleichfalls thun. Ich werde niemals einen andern zum Manne nehmen, und hier habt ihr meine Hand, welche ich euch zum Pfande meines aufrichtigen Versprechens gebe. Ich küssete ihr die Hand mit aller möglichen Erkäntlichkeit, als ihr Bruder, der an die Thür des Zimmers klopfte, mich in meiner Danksagung unterbrach, und uns in eine ausserordentliche Verwirrung brachte. Alles was sie thun konnte war dieses, daß sie mich geschwind unter ihr Bette versteckte. Sie machte ihm hierauf die Thür auf, und suchte ihre Unruhe auf alle mögliche Art zu verbergen. Er bat sie um etwas Geld, damit er sich lustig machen könnte. Da sie dieses hörete, so

fassete sie wieder Muth, und wollte ihm das geben, was er verlangte; er hörete aber seinen Vater auf der Treppe. Der Alte, der von Natur zornig war, hatte ihn gehöret, und war ihm nachgefolget. Der junge Mensch fürchtete sich vor ihm, und suchte sich zu verstecken, welches sein Unglück war. Indem er sich dem Orte näherte, wo ich war, so merkete er, daß er nicht alleine war, und fieng an zu schreyen. Dieses Geschrey setzte jedermann in Bewegung; ehe man aber noch ins Zimmer kam, so stach ich ihn mit meinem Degen durch und durch. **Polydore** fiel in Ohnmacht, und dieses gieng mir mehr zu Herzen, als der Tod, womit ich bedrohet wurde, und den ich vor Augen sahe. Ich faßte dennoch wieder Muth, und währender Zeit, da der Vater mit seinen Bedienten an die Thür klopfte, so verrammelte ich sie mit Coffern und andern Meubeln, die ich über einander legte. Ich wendete mich hierauf wieder zu **Polydoren**, und da ich sie ausser Stande antraf, sie auf dem Wege mit fortzubringen, den ich nehmen muste, so stieg ich zum Fenster hinaus, und ließ mich an dem Stricke hinunter. Ich weis übrigens nicht wie es vollends abgelaufen ist, denn ich gieng nur nach Hause, um etwas Geld, und einen getreuen Bedienten zu mir zu nehmen, mit welchem ich mich in ein Schiff begab, das mich aus dem Meerbusen bringen sollte. Ich fand einige Galeeren, welche ich der Republick zuzugehören glaubte: allein mein Unglück ließ mich in feindliche Hände fallen. Ich wurde zum Sclaven gemacht, und bin drey Jahr gefangen gewesen, wobey ich allem nur ersinnlichen Elende

de ausgesetzt gewesen bin. Ich würde noch in der Gefangenschaft seyn, wenn sich nicht ein genuesischer Caper des Schiffs bemächtiget hätte, auf welchem ich war. Allein mein Erretter hat Schiffbruch gelitten: wir waren unser mehr als hundert und funfzig Mann am Bord, und ich glaube, daß ihrer kaum dreyßig davon gekommen sind. Unter dieser Anzahl bin ich, wie ihr sehet: der Bediente, der mit mir gefangen wurde, ist vielleicht unter denen, welche die Wellen des Meeres verschlungen haben. Mein Unglück mag aber so groß seyn als es will, so hält mich dieses doch hinlänglich dafür schadlos, daß ich ein solches Frauenzimmer, wie ihr seyd, angetroffen habe.„

So bald er die Erzählung seiner Unglücksfälle geendiget hatte, so konnte **Polydore** nicht mehr verbergen, was in ihrer Seele vorgieng. Sie vergoß Thränen, welches **Lisidor** gewahr wurde; und ob er gleich schon eine starke Muthmassung hatte, so bat er sie doch inständig, ihm die Ursache der großen Empfindlichkeit zu sagen, welche sie über sein Unglück bezeigete. Er ersuchte sie ferner, daß sie ihm die Gewogenheit erzeigen möchte, ihm zu sagen, wer sie wäre, und ob es nicht möglich wäre, daß er in ihre Dienste treten könnte, und sollte er auch nur einer der allergeringsten Bedienten seyn. **Polydore** konnte sich nicht länger enthalten, und sagte: Ja mein lieber **Lisidor**, ich weine für Freuden, daß ich endlich so glücklich bin, euch wieder zu sehen, und daß ihr mir beständig getreu gewesen seyd, wie ich aus eurer Erzählung ersehen

habe. Ich kan mich nicht länger zwingen: ich bin diese **Polydore**, die eben so unglücklich als beständig in der Liebe ist, die ich euch versprochen habe. Ich habe keinen Augenblick aufgehöret euch zu lieben, euch zu beklagen, und alle euer Unglück mit euch zu theilen. Weil ihr mir nun einen Theil von der Geschichte unsers Unglücks erzählet habt, so will ich euch das übrige sagen, was ihr noch nicht wisset. „Als ihr aus meinem Zimmer weggegangen waret, wo ihr mich ohnmächtig verliesset, so ließ mein Vater die Thür mit solchem Geräusche einschlagen, daß ich dadurch wieder zu mir selber kam, um die ganze Härte meines Schicksals zu fühlen, und die bittern Klagen und heftigen Verweise anzuhören, die er mir gab, als er meinen Bruder in seinem Blute todt liegen sahe. Ich fieng gleichfals ein so klägliches Geschrey an, und sagte Dinge, die eine so große Verzweiflung anzeigten, daß er mich beynahe seinem Schmerze aufgeopfert hätte, wenn mich nicht der Haushofmeister seiner Gegenwart entzogen, und aus Mitleiden in ein ander Zimmer gebracht hätte, worinne ich drey Wochen eingeschlossen blieb. Da sich die Traurigkeit meines Vaters ein wenig gestillet hatte, so kam er zu mir: Ich gerieth in eine so grosse Furcht, als ich ihn zu mir hineinkommen sahe, daß ich beynahe in Ohnmacht gefallen wäre. Er unterhielt mich von dem Kummer, welcher ihn fast zu Boden drückte: er sahe auch wirklich sehr niedergeschlagen aus, und die Traurigkeit war auf seinem Gesichte zu sehen. Er fragte mich, ob meine Keuschheit bey dieser unglücklichen Gelegenheit etwa wäre verletzet worden:

ich

ich antwortete ihm dreiste, mit nein, daß ihr mir nichts zu leide gethan, ja nicht einmal die Hand berühret, noch das geringste Wort gesaget hättet, wodurch die Gränzen der Ehrbarkeit wären überschritten worden, weil mein Bruder zu eben der Zeit, da ihr durchs Fenster hinein gestiegen, hinein gekommen wäre, und mit Verlust seines Lebens gehindert hätte, daß ihr euer Vorhaben nicht hättet vollbringen können. Diese Erzählung tröstete ihn, und er entschuldigte sich wegen des Zorns, den er gegen mich gehabt, und wegen des Verdrusses, den er mir verursachet hätte. Er sagte mir, daß er entschlossen wäre, euch nachzureisen, und euch in Spanien aufzusuchen, wohin ihr, wie er erfahren, gegangen wäret; und daß er nicht eher ruhen würde, als bis er sich wegen des frevelhaften Unternehmens auf mich, und wegen meines Bruders, an euch gerächet hätte. Ich unterstund mich nicht ihm zu widersprechen, nicht als wenn ich euch einiges Unglück gegönnet hätte, sondern ich wollte nur, daß er mich mit sich nehmen sollte, damit ich euch aufsuchen, sehen, und für seinem Zorne warnen könnte. Er verkaufte sein Vermögen in wenig Tagen, welche mir dennoch sehr lang schienen, und wir reiseten nach **Sevilien**, wo wir euch vergebens suchten. Ich hatte einen Vetter zu **Cadix**, wir besuchten ihn, und er nahm uns freundlich auf. Vor zwey Jahren starb er, und weil er nicht verheyrathet gewesen war, so hat er uns sein ganz Vermögen hinterlassen. Allein weder seine Reichthümer, noch die Freundschaftsbezeugungen, welche uns seine Freunde zu erzeigen sich bemüheten,

haben mich und meinen Vater bisher beruhigen können. Er ist untröstlich, daß er sich an euch nicht hat rächen können, und ich war es auch, weil ich nicht wuste, wo ich euch finden sollte, um euch das Geschenke meines Herzens zu erneuern. Da nun aber meine Wünsche erfüllet sind, so bitte ich den Himmel, daß er meines Vaters seine, in Ansehung eurer, niemals erfüllen möge. Mein lieber **Lisidor**, wir müssen beyde ein Mittel ausfündig machen, daß ich euch sprechen kann, ohne daß euch mein Vater kenne, bis unsere Herzen, die durch eine gegenseitige Neigung schon vereiniget sind, mit der Zeit durch das heilige Band der Ehe genauer verknüpfet werden.

Lisidor konnte während dieses Gesprächs seine Erkäntlichkeit nicht zurück halten, welche er in seinem Herzen fühlete: und nachdem er ihr auf das zärtlichste gedanket hatte, so redeten sie mit einander die Mittel ab, wie sie einander auf eine sichere Art sprechen wollten. Er sprach ziemlich gut französisch, und konnte vollkommen gut sticken. Es wurde also beschlossen, daß er sich für einen französischen Sticker ausgeben, ein Haus miethen, und mit dem Gelde meubliren sollte, welches sie ihm geben wollte. Sie sagte ihm den Namen einer Strasse, in welche das Haus ihres Vater von hinten stieß, und bat ihn, sich um Mitternacht dahin zu begeben, um weitläuftiger davon zu reden, und mit einander die besten Maaßregeln zu ergreifen. Um ihn aber unterdessen nicht ohne Hülfe zu lassen, so zog sie einen Diamant, von großem Werthe

the von ihrem Finger, und gab ihm selbigen, worauf sie alleine wieder an den Ort zurück gieng, wo ihre Kutsche auf sie wartete.

Der Abend kam heran, und als sie **Lisidor** aus den Augen verlohren hatte, so gieng er in die Stadt, und wandte sich an einen Kaufmann, dem er die Geschichte seines Schiffbruchs erzählete. Er sagte ihm, daß er alles verlohren, was er auf dem Schiffe gehabt hätte, den Diamant ausgenommen, den er ihm zeigete: weil aber dieses ein Familien-Stück wäre, so wäre er nicht Willens ihn zu verkaufen, sondern nur einiges Geld darauf zu nehmen, bis er nach Hause schreiben, und Wechselbriefe erhalten könnte, und daß er entschlossen wäre, sich unterdessen von seiner Hände Arbeit zu nähren, um sich nach dem elenden Zustande zu richten, worinne er sich befände.

Der Kaufmann wurde gegen den **Lisidor** von Mitleiden gerühret, und da seine Kleider noch ganz naß waren, so nöthigte er ihn, daß er die Nacht über bey ihm bleiben möchte. Nach dem Abendessen unterhielten sie einander mit Gesprächen, und der Kaufmann wurde von den Verdiensten seines Gastes immer mehr und mehr eingenommen, daß er auch muthmassete, er müste eine Person von Stande seyn. Er versprach ihm dahero ein Haus zu verschaffen, wo es ihm gefallen sollte, und sogar das Geld vorzuschiessen, welches er zu seiner Einrichtung nöthig haben würde. **Lisidor**, dem diese aufrichtigen Diensterbiethungen rührten,

vertrauete ihm, daß er in ein Frauenzimmer verliebt wäre, und daß er sich genöthiget sähe, seine Geburt zu verbergen, und als ein blosser Sticker verkleidet zu leben, bis ihm der Himmel die Gunst erzeigen würde, nach welcher er strebete. Er nahm sich aber wohl in acht, ihm das Frauenzimmer zu nennen, und der Kaufmann versprach ihm treu und verschwiegen zu seyn. **Lisidor** legte sich hierauf schlafen, nachdem er Gott für alle die Gnade gedanket, die er in so kurzer Zeit erhalten hatte. Er war so glücklich gewesen, seine Liebe **Polydore** wieder anzutreffen, und sie beständig, getreu, und bey seinem Unglücke gerührt zu finden: und an dem Kaufmanne erhielt er einen Freund, der an seinem Unglücke Antheil nahm, und ihm bey seinem Mangel seinen Beutel anboth.

Es vergiengen vier Tage und vier Nächte, ohne daß sich **Lisidor** an den Ort begab, den ihm **Polydore** so gut bezeichnet hatte. Sie war ganz ausser sich darüber, und wuste nicht was sie denken sollte, daß er nicht käme; dabey verursachte ihr dieses den meisten Kummer, daß sie nicht wuste, wie sie die Ursache davon erfahren sollte. Sie hielt ihn schon für unbeständig und treulos: und weil sie ihn liebte, so befürchtete sie, es möchte ein Frauenzimmer aus **Cadix** eben die Gesinnungen gegen ihn hegen, und ihn eingenommen haben. Sie konnte nicht begreifen, wie er den Befehlen, die sie ihm gegeben, ungehorsam hätte seyn können. Denn es ist bey den Schönen gewöhnlich, daß sie das für ausdrückliche Befehle ansehen, was sie einem Liebhaber

haber vorschlagen, und für ein Verbrechen halten, wenn er das, was sie verlangen, nicht auf das genaueste erfüllet. Allein ihr Zorn und ihr Verdacht währete nicht lange, sie ließ ihm am ersten wieder Gerechtigkeit wiederfahren. Sie beklagte ihn wegen des dürftigen Zustandes, worinne sie ihn gefunden, und wegen des Elendes und des Leidens, das er blos ihrentwegen auszustehen, den Muth gehabt hatte.

Am Tage schlief sie nicht, weil sie mit Ungeduld auf die Nacht wartete, da sie sich mit ihm zu unterreden hoffete: des Nachts konnte sie auch nicht schlafen, um die Zeit nicht etwa zu versäumen, da er kommen sollte. Zum größten Unglück hatte sie keine Freundin, der sie ihre Noth klagen, und die ihr etwa einen Trost hätte geben können, daher sie sich mit ihren Thränen selbsten tröstete. **Lisidor** blieb aber nicht aus Gleichgültigkeit gegen sie weg, nein, der Kaufmann hatte ihn gebethen, daß er die ersten vier oder fünf Nächte nicht weggehen möchte, und deswegen gewisse sehr wichtige Ursachen vorgewendet, die er ihm aber nicht sagte. **Lisidor** befürchtete, gegen einen so freundschaftlichen Wirth undankbar zu seyn: er getrauete sich auch nicht, eine allzu grosse Begierde zum Weggehen merken zu lassen, weil der Kaufmann dadurch hätte bewogen werden können, ihm nachzuschicken. Er glaubte dahero, zumal da er von der Gewogenheit der Dame überzeugt war, daß sie ihm das verzeihen würde, was er einem Manne zu Gefallen hatte thun müssen, dessen Hülfe ihm bey Ausführung seines Vorhabens nützlich seyn konnte.

Da ihn **Polydore** in einem schlechten Zustande angetroffen hatte, so hatte sie durch eine vertraute Person zwey sehr reiche Kleider kaufen lassen, und die Taschen derselben mit vielen Edelgesteinen, und einer guten Anzahl Pistolen versehen, damit er sich vor ehrlichen Leuten sehen lassen, und die Maaßregeln ergreifen könnte, die sie mit einander abgeredet hatten. Sie hielt sie parat, um sie ihm zuzustellen, und es war schon die vierdte Nacht, daß sie an einem Gitterfenster, welches in eine sehr einsame Strasse gieng, mit Ungeduld auf ihn wartete.

Mendo, Lisidors Bedienter, war nebst zween andern, von eben dem Schiffe, dem Schiffbruche entgangen, und nachdem er sich in einem Fischerhause ein wenig erholet hatte, so gaben ihm die guten Leute einen Mantel, daß er in die Stadt gehen konnte. Da er weder Geld noch Bekanntschaft in der Stadt hatte, seinen Herrn auch von den Wellen verschlungen zu seyn glaubte, so wendete er sich an einen Menschen, der ihm begegnete, und der ihn unter dem Vorwande, ihn zu einem Freunde in ein Quartier zu bringen, zwischen zehn und eilf Uhr des Abends in diese Strasse führete. Als sie dahin gekommen waren, so redete ihn sein Führer gebieterisch an, und sagte zu ihm: ich habe diesen Mantel nöthig, gieb mir ihn her. **Mendo**, der die nächtlichen Streitigkeiten nicht liebte, vornehmlich, wenn er alleine war, antwortete ihm sehr höflich: wenn dem so ist, mein Herr, so nehmet ihn hin, und ich wünsche, daß er euch eben so viel Dienste leiste, als er mir würde gethan haben.

ben. Der Führer machte sich mit dem Mantel fort, und ließ den armen Mendo in einer ausserordentlichen Betrübniß, daß er anfieng, große Seufzer auszustossen.

Polydore wartete an dem Gitterfenster, sie hörete die Seufzer, und glaubte, daß es Lisidor wäre. Sie fieng an heimlich zu reden, und Mendo fassete wieder Muth. Er hatte von allerhand Liebes-Händeln, und von der List einiger Liebhaber gehöret, die sich dergleichen Gelegenheiten zu Nutze gemacht hatten; und entschloß sich, aus dieser Gelegenheit allen möglichen Vortheil zu ziehen. Er bildete sich ein, daß das Frauenzimmer, welches an dem Fenster wäre, auf ihren Liebhaber wartete. In diesen Gedanken gieng er dreiste auf den Ort los, wo man ihn leise gerufen hatte; er verstellete seine Stimme, so viel er konnte, und fragte das Frauenzimmer, was sie verlangte. Seyd ihrs mein Lieber, fieng Polydore an, Ja, Madam, ich bins, antwortete Mendo. Warum seyd ihr denn, erwiederte sie, nicht hergekommen. Mendo, der einen Spaß zu machen glaubte, antwortete, weil ich, und meine Kleider beschäftiget waren, uns zu trocknen. Diese Worte machten Polydoren vollends irre. Sie bildete sich nicht anders ein, als daß es wirklich ihr Liebhaber wäre, der mit ihr redete, daher sie ihm, ohne fernern Verzug, die beyden Kleider zum Fenster hinaus steckte, und zu ihm sagte: Nehmet dieses: ziehet es an, und gehet Morgen vor meinem Hause vorbey, damit ich sehe, ob es euch gut stehet. Denket nur, daß es

das

das größte Vergnügen für mich ist, euch zu sehen, und daß mir eure Gegenwart das Liebste ist, was ich auf der Welt habe.

Als **Mendo** die Kleider genommen hatte, so überlegte er, daß diese Comödie für ihn schlecht ablaufen könnte: er sagte daher zu **Polydoren**, daß er derjenige nicht wäre, für den sie ihn hielt, sondern ein armer Seefahrer, der einem entsetzlichen Sturme entgangen wäre, und daß er ihr sehr verbunden seyn würde, wenn sie ihm diese Kleider schenken wollte: ausser dem aber dürfte sie es nur sagen, wenn sie sie wieder haben wollte. **Polydore** wußte nicht, was sie von diesen Reden denken sollte: sie wurde ungeduldig, daß sie statt der zärtlichen Gesinnungen des **Lisidor** ein solch Compliment hören sollte. - Habe ich euch nicht gefragt, sagte sie, ob ihr **Lisidor** wäret? Ja, Madam, antwortete **Mendo**, der sich von seiner Bestürzung wieder erholet, und geschlossen hatte, daß dieses **Polydore** oder ein ander Frauenzimmer seyn müste, das seinen Herrn liebte. Er verließ sie also, ohne weiter mit ihr zu sprechen, und gieng bis an das Ende der Strasse, wo er ein Kloster antraf, in welchem er um ein Nachtquartier bat. Man trug Mitleiden mit ihm, als er sein Unglück erzählet hatte, und beherbergete ihn diese Nacht.

Mendo konnte kein Auge zuthun, weil er allzuviel an diese Begebenheit dachte, er stund daher sehr früh auf, um seine beyden Kleider anzuprobiren. Als er die Hosen anzog so fand er, daß

sie

sie für einen seidenen Zeug sehr schwer wären: er fühlete in die Taschen, und fand in jeder einen Beutel mit mexicanischen Pistolen. So bald das Kloster aufgemacht wurde, so gieng er fort, um sich in der Stadt ein wenig umzusehen, wobey er sehr ernsthaft that, und die Mine eines vornehmen Mannes annahm. Er wünschte, daß er seinem Herrn in diesem Anzuge begegnen möchte, und dieses geschahe auch bald darauf. Sobald er ihn erblickte, so that er, als wenn er ihn nicht sähe, und gieng hochmüthig bey ihm vorbey. **Lisidor** erkannte zwar sein Gesichte, Leibesgestalt und Manieren, aber das Kleid machte ihn irre. Er wuste nicht, ob er ihn anreden sollte oder nicht. Man kan sich bey der Aehnlichkeit irren, und wie war es möglich, daß sein Knecht, der mit genauer Noth aufs höchste das Leben gerettet hatte, in so kurzer Zeit Mittel gefunden haben sollte, sich solche Kleider anzuschaffen. Indem er also bey sich überlegte, was er thun wollte, so konnte **Mendo** seine Freude über seine Verwandlung nicht mehr zurückhalten: er redete ihn an, und fragte ihn, nachdem er ihn gegrüsset hatte, ob er ein Fremder wäre? denn, sagte er, ihr sehet vollkommen so aus. Wer seyd ihr? wen suchet ihr? Kan man euch hier dienen. Ich bin euch gewogen worden, so bald ich euch gesehen habe, und ich bin reich genug, euch zu helfen, wenn ihr meiner Hülfe nöthig habt.

Lisidor erkennete die Stimme seines Bedienten, und alles bekräftigte ihn, daß er es war, allein der Ton, mit welchem er ihn anredete, brachte

ihn

ihn in seinen vorigen Zweifel zurück. Er dankete ihm für seine Diensterbiethung, und sagte zu ihm, daß er ihm die Ehre erzeigen möchte mit in seine Wohnung zu gehen. Sie waren nicht weit davon, und **Mendo** nahm den Vorschlag an, weil es ihm sehr lieb war, zu erfahren, wo sein Herr wohnete. Sie kamen hin, und er fand ein Zimmer, das zwar nur schlecht, aber reinlich und bequem war. Als **Lisidor** hinein gegangen war, so rufte er nach der Küche zu: **Mendo, decket den Tisch, hier ist ein Herr, der mir die Ehre erzeigen will, mit mir zu speisen.** Er gab bey diesem Reden auf das Gesichte dieses Menschen achtung, und untersuchte es. **Mendo** konnte sich von seinem Herrn nicht nennen hören, ohne sich zu entdecken: er entfärbte sich, warf sich seinem Herrn zu Füssen, und weinete für Freuden, daß er ihn endlich, nach so vielen Elend und Gefahren, in einem ruhigern Zustande, und vielleicht am Ende seines Unglücks wiedersähe. **Lisidor** verwieß ihm das, was eben vorgegangen war, ganz und gar nicht; er umarmete ihn vielmehr, und sagte zu ihm: mein Freund, mein **Mendo**, wie gut kanst du dich doch verstellen, daß ich dich nicht einmal habe erkennen können, ob du mir schon so lange gedienet hast. Wenn du deine Rolle bey dem Stücke, das ich hier spielen soll, eben so gut spielest, und worinne du mich, wie ich hoffe, unterstützen wirst, so zweifele ich gar nicht, daß es nicht einen erwünschten Ausgang nehmen werde. Sie erzähleten einander, was ihnen begegnet wäre, seit dem sie durch den Schiffbruch von einander gekommen waren,

und

und als ihm **Mendo** die nächtliche Unterredung mit **Polydoren** erzählete, so urtheilte sein Herr daraus, daß sie äuserst verdrüßlich seyn müste, und entschloß sich dahero, die folgende Nacht zu ihr zu gehen, um sich wegen des Vergangenen zu rechtfertigen, und wegen des künftigen, die schon ausgedachten Maaßregeln vollends zu verabreden. **Polydore** war voller Freuden, da sie ihn wieder sahe, und erfuhr, daß ihm die Kleider nebst dem Golde, welches sie in sehr übeln Händen zu seyn glaubte, richtig wären zugestellet worden. Die Unterredung war sehr zärtlich, und wurde die folgenden Nächte wiederholet, bis sich endlich **Lisidor** die schönsten Muster zum Sticken angeschaft hatte, die er nur finden konnte. Da er alles zusammen gebracht hatte, was er zu der Person, die er spielen sollte, brauchte, so nahm er diese Muster, gieng zu der **Polydore** Vater, und sagte zu ihm: wie er erfahren, daß er ein Kenner von schön gestickten Zeugen wäre, daher er ihm hier einige zur Probe herbrächte. **Polydore**, welche schon darum wuste, bat ihren Vater, daß er ihn in ihr Zimmer möchte kommen lassen, damit sie sehen könnte, ob die Arbeit von der ihrigen, woran sie ietzo arbeitete, unterschieden wäre. Der alte Mann hatte nicht den geringsten Verdacht, und vermuthete gar nicht, daß der französische Sticker eben der Venetianer sey, den er zu suchen nach Spanien gekommen war. Er erlaubte dieses sogleich, und merkete nicht, daß seine Tochter nicht so wohl auf die Arbeit, als auf den Verfertiger derselben Achtung gäbe.

Man sahe einander lange an, und **Polydore** nahm endlich Gelegenheit, zu fragen, wie man gewisse Blätter machte, welche ihr ganz neu vorkämen. **Lisidor** machte einige Umschweife, um das Vergnügen ihrer Gegenwart desto länger zu geniessen. Sie stellete sich aber, als wenn sie mit seiner Antwort nicht zufrieden wäre, und sagte mit einer verdrüßlichen Mine zu ihm, nicht, als wenn sie wirklich über ihn verdrüßlich gewesen wäre, sondern sie that es, nur um das, was sie sagen wollte, desto wahrscheinlicher zu machen: Mein Herr, ich will wohl einige Muster behalten, und mein Vater wird sie euch nach ihrem Werthe bezahlen, aber nicht anders als unter der Bedingung, daß ihr einen Tag um den andern herkommt und mir weiset, wie diese Blätter gemacht werden. Ich glaube, daß ich nicht viel Lectionen brauchen werde, denn ich habe das, was ich vom Sticken weis, sehr leicht und in kurzer Zeit gelernet. **Lisidor** stellete sich, als wenn er dieses so nicht thun könnte: denn wenn er es ohne Schwierigkeit bewilliget hätte, so würde es verdächtig gewesen seyn, und geschienen haben, als wenn einige Absichten darunter verborgen wären. Er sagte daher sehr höflich zu ihr: Madam ich wollte herzlich gern, daß ich euch hierinne dienen könnte; allein es würde zu meinem Schaden seyn. Ihr könnet leicht denken, daß, wenn ich euch die Kunstgriffe meiner Profeßion zeigte, und die andern Damen in der Stadt kämen auch darhinter, ich alsdenn in weniger als zwey Jahren nichts mehr zu leben haben würde. **Polydore** stellete sich über diese abschlägliche Antwort noch verdrüßlicher, und

sagte

sagte zu ihm: ich brauche also eure Muster nicht, weil ihr mir sie nicht wollet machen lernen. Ich verlange keine Arbeit, die ich nicht selbst machen kan.

Da ihr Vater sahe, daß sie über diese abschlägliche Antwort verdrüßlich wurde, so fiel er ihr ins Wort und sagte, daß er sich diese unnöthige Furcht nicht sollte abhalten lassen, er gäbe ihm sein Wort, daß man die Sache nicht weiter sagen wollte; daß man ihn besser belohnen würde, als er sich einbildete, und daß man ihm alles geben wollte, was er im Hause nöthig hätte. **Lisidor** ließ sich endlich durch das Bitten des Alten gewinnen, und versprach, es ihr zu zeigen. Nunmehro war er angenommen, einen Tag um den andern zu seiner Schülerin zu gehen, und selbst der Vater war es, der ihn durch seine Schmeicheleyen dazu bewegte. Man kan seinen Zustand mit eines Menschen seinen vergleichen, der das dreytägige Fieber hat, jedoch mit dem Unterschiede, daß ein Kranker den Tag, da er das Fieber hat, seinen schlimmen, und den andern seinen guten Tag nennet. Bey unserm Sticker aber war es anders. Der gute Tag war bey ihm der schlimme, und der schlimme kam ihm niemals zeitig genug. Sie hatten beyde eine gewisse geheime Art zu reden erfunden, daß sie einander ihre Gedanken in Gegenwart der Bedienten sagen konnten, ohne daß man wuste, was sie einander eigentlich sagten. Ach mein Gott, sagte sie, wenn werde ich denn mit der Arbeit fertig werden, wie sauer wird es einem nicht, wenn man einmal was anfängt. Madam antwortete **Lisidor**, es thut mir mehr leid

als euch, und ich wollte, daß ihr es heute noch fertig machen köntet, weil es mir sowohl zum Vortheil als zur Ehre gereicht, daß ihrs bald lernet. Man muß den Muth nicht sinken lassen; was in einem Tage nicht geschiehet, kan vielleicht in zwey oder drey Tagen geschehen; es will alles seine Zeit haben. Die Arbeit welche ihr macht, ist sehr verdrüßlich — und es gehöret viel Geduld dazu. Die Bedienten, welche sie auf diese Art reden hörten, glaubten in der That, daß nur vom Sticken die Rede wäre, sie verstunden es aber ganz anders, und hatten das Vergnügen, daß sie einander auf eine so natürliche Art sagen konnten, was in ihrem Herzen, in Ansehung ihrer Liebe, vorgieng.

Lisidor hatte hierbey auch den Vortheil, daß er sich von der Verbindlichkeit losmachen konnte, die er dem Kaufmanne schuldig war, denn **Polydore** machte ihm ausser dem, was ihm ihr Vater gab, oft ansehnliche Geschenke. Er bezahlete davon was er schuldig war, und bezeigte sich gegen diejenigen großmüthig, welche ihm ohne ihn zu kennen ihr Vermögen anvertrauet hatten. **Mendo** war mit der neuen Lebensart, welche er führete, ganz wohl zu frieden: er war der Haushofmeister, er aß gut, und schlief noch besser, und brachte den ganzen Tag zu, ohne das geringste zu thun. Sein Herr war bey weiten nicht so glücklich als er, er that oft ganze Nächte kein Auge zu, arbeitete am Tage, aß fast gar nicht, und wurde von tausend Gedanken beunruhiget. Wenn ihn die Beständigkeit und Güte seiner Liebste tröstete, so verringerte

auf

auf der andern Seite der unversöhnliche Haß des Alten, und das strenge Schicksal, womit ihn das Glück seit langer Zeit verfolgte, seine Hofnung wieder.

Sechs Monate giengen auf diese Art vorbey, und er unterließ nichts, die Neigung des Vaters zu gewinnen, und ihn dahin zu bringen, daß er Heyrathsvorschläge gelassen anhören könnte, wenn er sich würde entdecket haben. Der Vater dachte aber ganz anders, und nahm ganz entgegen gesetzte Maaßregeln. Er hatte seine Tochter, ohne ihr was davon zu sagen, einem der vornehmsten Cavaliers aus **Sevilien** versprochen, welcher bey ihm darum angehalten hatte.

Sie freuete sich über den guten Erfolg ihrer ausgedachten List, und schmeichelte sich, daß die Zeit in ihrer Liebe eine glückliche Veränderung machen würde, als ihr ihr Vater diese Nachricht hinterbrachte. Sie verstellte den Schmerz, den sie darüber empfand, so wenig, daß sie Trauerkleider anzog, sich in ihr Zimmer einschloß, und niemanden sehen wollte. **Lisidor** erfuhr von den Bedienten gar bald diesen betrübten Umstand, und er unterließ nicht, sich wie gewöhnlich einzustellen. Der Alte glaubte, daß seine Arbeit seiner Tochter die Zeit vertreiben, und ihren Verdruß lindern würde, und befahl, daß man ihn hinein lassen sollte. Das erste Compliment, das sie ihm machte, war dieses, daß sie ihn bat, er möchte ihr ein Grab sticken, weil sie wohl empfände, daß sie ehester Tage eins

nöthig haben würde. Er war mit einer verstellten Gelassenheit ins Zimmer gegangen: allein die Betrübniß setzte ihn in eine allzuheftige Bewegung, als daß er die Verstellung lange hätte fortsetzen können. Sie unterredeten sich mit einander, nach ihrer Gewohnheit mit verdeckten Worten, und **Lisidor** wurde nach und nach erweichet, daß ihm endlich die Thränen in die Augen traten. Er gieng daher geschwind fort, ehe sie ihn verrathen und zu einem gefährlichen Verdachte Anlaß geben möchten.

Der Vater urtheilete aus der Traurigkeit seiner Tochter, wie sehr ihr diese Heyrath müste zuwider seyn: er faßte aber dem ohngeachtet den Schluß, sie zu ihrer Einwilligung zu zwingen, es möchte auch kosten was es wollte. Er hatte diesen Widerstand nicht vorausgesehen, und sein Wort auf eine so gewisse Art gegeben, daß er nicht wuste, wie er sich anders aus der Sache wickeln sollte, als daß er seine einzige Tochter aufopferte. Er bemühete sich, sie durch sein Bitten, und durch die schönsten Versprechungen zu gewinnen: er bedienete sich auch der Verweise, der Härte und der Drohungen: allein es rührte sie nichts. Seine Wuth gieng endlich so weit, daß er einen Dolch heraus zog, und ihr drohete, sie damit zu erstechen, wenn sie nicht thäte, was er dem Cavalier versprochen hätte. Die erschrockene **Polydore** getrauete sich nicht, ihm länger zu wiederstehen, und sagte ihm weinend, daß sie gehorchen wollte, daß sie weder Haß noch Abneigung gegen den Cavalier hätte, sondern daß ihr Wiederstand blos von einer Unpäßlichkeit herrühre,

wel-

welche sie sich nicht zu entdecken trauete, und weswegen ihr für dieser Heyrath angst wäre. Er freuete sich über diese Antwort, und gieng, ohne sich allzusehr um die Natur dieser Unpäßlichkeit zu bekümmern, zu dem Cavalier, um alles zur Hochzeit zu rechte zu machen. **Polydore** hatte diese Antwort von sich gegeben, indem sie blos ihren Schreck und die Gefahr, worinne ihr Leben bey fernern Widerstande war, um Rath gefragt: da sie aber alles genauer überlegte, so sahe sie, daß dieses die einzige Partey gewesen wäre, die sie hätte ergreifen können. Eine solche Einwilligung verband sie zu gar nichts: eine abschlägliche Antwort aber würde ihre und ihres Liebhabers Tage verkürzet haben, weil sie seinen Tod vor gewiß ansahe, so bald er die Ursache ihres traurigen Endes würde erfahren haben. Ja wer wuste, ob er nicht noch zuvor den Vater selbst seiner Rache würde aufgeopfert haben. Diese Einwilligung, welche blos die Lippen ausgesprochen, und wobey das Herz nicht mit eingestimmet hatte, verschaffte zum wenigsten einige Zeit sich zu erholen, und Mittel ausfündig zu machen, sich den Folgen dieser Ehe zu entziehen; wenn man anders einer Ceremonie diesen Namen geben kan, bey welcher das wesentliche, ich meyne die beyderseitige und freye Einwilligung der Theile, fehlet.

Der unglückliche Augenblick der Opferung kam endlich herbey. Das Opfer wurde geschmückt, und dem Priester dargestellet, der ein Nein für ein Ja hielt, welches sie zwischen den Zähnen hermurmelte. Sie hatte dem **Lisidor** einen Brief zustel-

len lassen, worinne sie ihm schrieb, daß sie ganz und gar nicht in die Verbindung gewilliget hätte, welche sie zum Schein eingehen wollte, und daß sie ihn bäte, daß er mit ihr arbeiten möchte die Folgen dieser vermeintlichen Ehe zu hintertreiben. Sie berichtete ferner, daß sie sich krank stellen wollte, und nennete ihm die Aerzte, welche man herbey holen würde, damit er sie unterdessen gewinnen könnte, bis man etwa andere Maaßregeln zu ergreifen im Stande seyn würde.

Lisidor versäumete keine Zeit die beyden Aerzte zu gewinnen. Er brachte sie durch Geschenke auf seine Seite; sie versprachen das Frauenzimmer in ihrem Vorgeben zu unterstützen und hielten auch ihr Wort. Sie hatten dabey weiter nichts zu thun, als daß sie sich stelleten, als wenn sie den Zustand der Kranke genau kenneten. Kurz, sie sollten thun, was sie wirklich thaten, ohne durch neue Geschenke dazu verbunden zu werden. Man verlangte weder Vergiftung, noch andere gefährliche Mittel von ihnen. Polydore fieng an, ehe es noch Abend würde, ihre Person zu spielen, und wuste sich dabey so zu verstellen, daß man noch selbigen Tag zum Arzte schickte. Dieser sagte nach einer kurzen Untersuchung, daß die Sache ernstlicher wäre als man wohl dächte, und verlangte, daß man noch einen von seinen Mitbrüdern holen möchte, damit er bey einem so wichtigen Falle sicherer verfahren könnte. Der andere Arzt redete eben so wie er, und sie endigten nach einer langen Unterredung ihren Besuch mit Aufsetzung einer Verordnung,

daß

daß die Kranke, wenn anders ihre Mittel wirken sollten, sich ruhig halten, und weder etwas sehen, noch hören müste, das sie verdrüßlich machen, oder ihr einigen Kummer verursachen könnte: und daß sie über dieses zween Monate in einem Zimmer alleine bleiben, und auch alleine schlafen müste.

Ihr Mann hatte ein vollkommen gutes Herz: er willigte in alles, und tröstete sich über diesen Aufschub mit der Hofnung, daß seine Frau durch dieses Mittel ihre Gesundheit wieder erlangen würde. Er zeigte hiebey mehr Zärtlichkeit gegen sie, als der Vater gegen seine Tochter hatte blicken lassen: denn der Vater hatte vielmehr Verbindlichkeit, seine Tochter zu einer Heyrath, die ihr zuwider war, nicht zu zwingen, als der Mann, sich des Genusses einer Frau zu berauben, über welche er die Rechte der Ehe erhalten hatte. Die Strafe blieb bey diesem unglücklichen Vater nicht lange aus, welche der Mißbrauch der väterlichen Gewalt verdienete. Die Aerzte kamen täglich, und liessen, um die Nothwendigkeit ihrer Besuche desto besser zu zeigen, von Zeit zu Zeit einige Worte fahren, welche ihre Furcht wegen der traurigen Zufälle zu erkennen gaben, die der Kranke begegnen könnten. Der Mann wurde darüber bestürzt, der Vater verstund es aber vollkommen, als er sich an das erinnerte, was ihm Polydore von einer gewissen Unpäßlichkeit gesagt hatte, welche sie zu entdecken sich nicht getrauete. Er befürchtete, seine Tochter möchte eine Gemüthskrankheit haben, die ihr endlich den Tod zuziehen würde. Er verwieß sich, daß er sie wider ihren Willen

verheyrathet, und Gewalt gebrauchet hatte. Er konnte nicht mehr schlafen, und aß auch nichts mehr. Das hitzige Fieber kam endlich zu seiner Traurigkeit, und benahm ihm vollends die wenigen Kräfte die er noch hatte. Er starb drey Wochen hernach, nachdem er zuvor noch gestanden hatte, daß ihm dieses am meisten bekümmerte, und sein Gewissen am heftigsten beunruhigte, daß er **Polydoren** wider ihren Willen verheyrathet hätte.

Seine Tochter beweinete ihn seiner Ungerechtigkeit ohngeachtet. Der aufrichtige Schmerz, den sie über seinen Tod empfand, verschafte ihr Gelegenheit, daß sie eine kranke Person desto besser spielen konnte. Sie ließ ihn prächtig begraben, und fand ein Mittel, **Lisidorn** wissen zu lassen, daß er zu ihr kommen sollte, ohne daß man ihn gewahr würde. Die Gelegenheit im Hause war ihm vollkommen bekannt, und er hatte nicht mehr Ursache zu befürchten, daß ihn der Alte erkennen möchte. Er nahm Gewehr zu sich, um sich im Fall der Noth vertheidigen zu können, und war so glücklich, sich an einen Ort zu schleichen, der nicht weit von dem Zimmer der Schöne war, ohne daß ihn jemand gewahr wurde. Sie hatte die Vorsicht gebraucht, ihre Mädchens unter dem Vorwande zu entfernen, daß sie sich zur Ruhe legen, und ihren Eyfer und Kräfte für traurigere Nächte sparen sollten, welche ihr ihr Zustand, wie sie sagte, ankündigte.

Ihre Unterredung war eine der zärtlichsten; allein man muste der Sache einmal ein Ende machen,

chen, und die Mittel mit einander verabreden, wie sie sich ein für allemal von der Gefangenschaft befreyen wollten, worinne sie waren. Ihr seyd mit dem Cavalier nicht verheyrathet, sagte Lisidor, der Mangel der Einwilligung macht die Verbindung ungültig; allein welch Gerichte wird uns zum besten das Urtheil sprechen. Das wird ein ewiger Proceß werden, und ein strenger Wohlstand wird über dieses noch erfordern, daß ihr euch während dieser Zeit in ein Kloster einschliesset, eine Entscheidung darinne zu erwarten, welche jederzeit zu spät kommen, und die uns vielleicht nicht günstig seyn wird. Die Flucht ist ein gefährliches Mittel. Wo werdet ihr für einen Menschen in Sicherheit seyn, der eures Mannes Namen und Titel führet? Wie viel würde euer guter Name dadurch leiden? das sicherste Mittel ist dieses: Ich habe hier ein Pulver welches die Kraft hat, alle Wirkungen des Leibes und der Seele auf vier und zwanzig Stunden zu unterbrechen, und einen Schlaf zu verursachen, der in Ansehung des äusserlichen, dem Tode vollkommen änlich ist. Ihr müsset euch zu diesem Stücke vorbereiten, und euch drey oder vier Tage vorher stellen, als wenn euer Schmerz zunähme. Hierdurch werdet ihr machen, daß euch eure Leute wirklich für todt halten, wenn das Pulver seine Wirkung thun wird. Wenn ihr eingenommen habt, so müsset ihr euch die zwo oder drey Stunden zu Nutze machen, die euch noch übrig bleiben, euren letzten Willen zu besorgen. Ihr müsset darinne befehlen, daß man euch in die Hauptkirche

begraben solle, und für das übrige will ich schon Sorge tragen.

Das Wort begraben verursachte **Polydoren** ein Schrecken, und sie konnte es ohne Entsetzen nicht anhören. Liebster **Lisidor**, sagte sie zu ihm, bedenket ihr auch wohl was ihr saget? Man kann sich in der Dosi und bey der Eigenschaft der Dinge, woraus dergleichen Pulver bestehen, leicht irren. Wie oft ist es nicht geschehen, daß der Erfolg mit der Hofnung nicht übereingekommen ist. Ich für meine Person fürchte mich nicht: denn wenn ich auch wirklich sterbe, so verliere ich doch nur ein Leben, welches mir verhaßt seyn würde, wenn ich es ohne euch zubringen sollte: allein ich befürchte eure Verzweifelung, wenn ihr mich auf diese Art verlieren solltet. Was für Gewissens-Bisse würden euch nicht quälen? **Lisidor** war aber von der Wirkung seines Pulvers so versichert, daß er seiner lieben **Polydore** alle Furcht benahm.

Sie folgte dem Plane genau, den sie mit einander verabredet hatten, und die Verstellung und Verdrehung des Gesichts fieng sich mit dem folgenden Morgen an. Sie vermehrete sich nach einigen Stunden so sehr, daß der arme Ehemann noch zween andere Aerzte kommen ließ. Sie geriethen über den Zustand der Kranke in Erstaunen. Sie hatte das Fieber nicht, sie hielten aber davor, daß eine verfaulte Materie in der Leber säße, und daß sie nach den Zufällen zu schliessen, welche sie sahen, über zwey Tage nicht mehr leben könnte. Dieses

Ur-

Urtheil, welches sie zu einer andern Zeit erschreckt haben würde, hätte sie anjetzo beynahe zu lachen gemacht, da sie sahe, wie leicht sich diese beyden Aerzte betrügen liessen. Sie machte ihr Testament, und bewieß sich darinne so freygebig gegen ihren Mann, daß er daraus sehen konnte, daß sie ganz und gar keinen Haß gegen ihn hegete. Sie beklagte ihn im Gegentheile, daß er sich mit einer Person verbunden, die ihr Herz bereits anderwärts verschenket hätte. Sie setzte eine starke Summe zu guten Werken aus, und vermachte einen Theil ihres Vermögens einer Schwester, die sie noch zu **Venedig** hatte.

Das Pulver wurde zu der bestimmten Zeit eingenommen. **Polydore** that einen entsetzlichen Schrey; das ganze Haus lief herbey, und fand sie sterbend. Die Aerzte wurden herbey gerufen: man schickte nach einem Priester in ein benachbartes Kloster, und da er ankam, so konnte sie schon nicht mehr reden. Die Aerzte fanden sie so schlecht, daß sie es für unnütze hielten, fernere Mittel zu gebrauchen: sie wusten sich so gar viel damit, daß sie ihre Todesstunde so genau vorausgesagt hatten, und erkläreten endlich, daß sie gestorben wäre.

Das Begräbniß gieng noch an eben dem Tage vor sich, und der Cörper wurde in die Hauptkirche getragen. Als man sie nun daselbst in ein Gewölbe gesetzet, und sich jedermann wieder wegbegeben hatte, so holete sie **Lisidor** mit Hülfe seines getreuen **Mendo** und des Küsters, den man durch

Geld

Geld gewonnen hatte, wieder heraus. Man brachte sie in Lisidors Haus, und ließ den Sarg fest zugemacht, in dem Gewölbe stehen, welches nachgehends eben so sorgfältig vermauert wurde, als wenn der Cörper wirklich darinne gewesen wäre.

Kurz nach Mitternacht da das Pulver zu wirken aufgehöret hatte, und Polydore wieder zu sich selbst gekommen war, so befand sie sich in einem Zimmer, welches ihr gänzlich unbekannt war. Ihr Kopf war noch mit den traurigen Ideen angefüllet, welche sie bey der Annäherung des Todtenschlafs gehabt hatte; allein sie vergiengen gar bald, als sie ihren lieben Lisidor sahe, der sie versicherte, daß die Gefahr nunmehro vorbey, und sie endlich in Freyheit wäre. Er ließ ihr einige Nahrung reichen, die sie nach einem vier und zwanzig stündigen Fasten wohl nöthig haben mochte.

Es bekam sie einen ganzen Monat lang Niemand zu sehen, als er, und die Personen, welche sie bedieneten: Lisidor ließ sich unterdessen Vollmacht von Venedig schicken, um das Vermächtniß der Schwester heben zu können. Diese Schwester war aber blos erdacht, und Polydore hatte sich unter diesen Namen ihren Antheil selbst ausgesetzet. Der Mann, der vollkommen zufrieden zu seyn Ursach gehabt hatte, machte wegen des Antheils dieser Schwester ganz und gar keine Schwierigkeit. Lisidor gab diese Sachen auf ein Schiff, das nach Venedig unter Seegel gieng, und reisete eines Morgens mit seiner Polydore und dem

ge-

getreuen Mendo dahin nach. Sie kamen glücklich zu Venedig an, und vollzogen endlich ihre Ehe, worinnen sie alles Vergnügen genossen, das eine zärtliche Liebe zweyen Herzen verschaffen kan, welche das Glück lange verfolget hat.

VI.

Don Felix oder der Mensch der sein eigen Unglück sucht.

Eine spanische Erzählung.

Wenn ein Mensch ein gutes Leben zu haben sucht, nach Ehren strebet und Vergnügungen zu geniessen wünscht, so wundere ich mich gar nicht darüber. Seine Neigung treibet ihn nach diesen Gegenständen, auf eine so heftige Art, daß er sie nicht allezeit besiegen kann, wenn ihn nicht eine übernatürliche Hülfe unterstützet, den Reizungen der Wollust und des Ehrgeizes zu widerstehen. Wenn sich aber ein Mensch einfallen läßt, Unglück und Elend zu suchen, wenn er darauf bestehet, Dinge zu erlangen, die seinen Untergang verursachen, und ihn in Abgrund stürzen müssen, so befürchte ich nicht zu viel zu sagen, wenn ich einen solchen Menschen entweder einen Verwe-

genen,

genen, oder Hochmüthigen, oder Unsinnigen nenne. Der Verwegene sucht das Unmögliche; der Hochmüthige wendet alle mögliche Mittel an, seinen Zweck zu erreichen; und der Unsinnige verwirft, wie manche Kranke, alles, was seine Genesung befördern könnte.

Mich deucht, ich höre meinen Leser hier fragen, ob ich ihm statt einer Erzählung, eine Fastenpredigt halten wolle? Es ist wahr, dieser Anfang ist moralisch; das Uebrige der Erzählung wird es auch seyn: Bindet man sich blos an die Begebenheiten, so wird es weiter nichts, als eine Geschichte seyn: begleitet man sie aber mit Nachdenken, welches ich meinem Leser überlassen werde, so wird es in der That für jeden, der sie mit der gehörigen Klugheit lesen wird, eine Predigt seyn. Die Erzählung selbst erweckt natürlicher Weise dieses Nachdenken, und weil ich überzeugt bin, daß der Leser von selbst darauf fallen wird, so will ich ihn nicht länger aufhalten, sondern zu der Geschichte selbst fortgehen.

Don Felix hatte mit seiner Geburt alle die Eigenschaften erhalten, die einen Edelmann glücklich machen können. Sein Name selbst, war ihm als ein Zeichen des Glücks gegeben worden. Er war aus einer berühmten Familie von **Placentia** gebürtig; dabey war er reich, wohlgestaltet, und verband mit seinen übrigen Eigenschaften eine ausserordentliche Herzhaftigkeit. Er hatte viel Gelegenheiten sich hervor zu thun. Sein Ruhm zog

ihm

ihm oft Händel zu, die jederzeit zu seinem Vortheile ausfielen. Seine Feinde wurden darüber neidisch, und machten, daß ihm der Aufenthalt in seinem Vaterlande zuwider wurde, zumal da sich ihre Anzahl wegen seiner Verdienste täglich vermehrete. Er entschloß sich also nach Afrika zu gehen, weil Philip II König von Spanien eben damals Truppen dahin schickte. Er begab sich nach Barcelona, wo der Admiral Don Franciscus von Mendoza im Begrif war unter Seegel zu gehen, um den Festungen Mazalquivir und Oran zu Hülfe zu eilen. Die Festungswerke waren schlecht, und die Besatzungen so schwach, daß diese Plätze verlohren gegangen wären, wenn man mit den Hülfs-Völkern nur noch ein wenig verweilet hätte: weil die Algierer den übeln Zustand dieser Oerter genau wusten. Die Mauren hielten sie schon bloquirt: allein so bald die Hülfsvölker gelandet hatten, so sahe der Dey von Algier, der mit den Vornehmsten seines Hofs in Person bey der Armee war, um diese Plätze einzunehmen, wohl ein, daß sein Vorhaben fehl geschlagen wäre, und zog sich daher geschwind nach Mostagan zurück. Don Franciscus ließ zu den Truppen, die er mitgebracht hatte, einen Theil der Besatzung von Mazalquivir stossen, und verfolgte die Algierer, tödtete ihnen viel Mauren, nahm einen Theil ihrer Bagage weg, und machte eine gute Anzahl Gefangene. Er glaubte hierdurch Vortheile genug erhalten zu haben, und war damit zufrieden, daß er diesen Barbaren die Lust wieder umzukehren benommen hatte. Er überlegte, daß das hitzige Clima und die heftige Sonnen-

nenhitze, welche um diese Zeit am stärksten war, die Soldaten allzusehr erhitzen möchte, und seinen bravsten Leuten das Leben kosten könnte, daher ließ er zum Abzuge blasen, und versammlete seine Leute bey **Mazalquivir.** Es verzog sich einige Zeit ehe der Befehl an das Ende der Truppen kam, und **Don Felix** war einer von denen, die am weitsten voraus waren, daß er also nicht gleich merkete, daß man ihn nicht mehr unterstützte. Sein Muth hatte ihn bis mitten in die Feinde getrieben, und diese sahen endlich, daß er ganz alleine war. Ein Haufe Alarben fiel über ihn her, und umringete ihn: sie fanden aber an ihm einen Feind, der nicht so leicht zu überwinden war, als sie sich wohl einbildeten. Er entsetzte sich nicht für der Anzahl, vertheidigte sich mit kalten Blute als ein Löwe, tödtete drey davon, verwundete vier andere, und that Wunder der Tapferkeit, um die übrigen vollends zu entfernen. Ein Bacha, der bey dem König war, sahe dieses ungleiche Gefechte von weiten, er lief hinzu, und wurde von dem guten Ansehen und der Geschicklichkeit unsers Spaniers so eingenommen, daß er ihn auf eine großmüthige Art eben in dem Augenblicke aus den Händen der Alarben riß, da des **Don Felix** Degen zerbrach, wodurch er der Wuth dieser rachgierigen Barbaren ausgesetzet wurde. Da sich die Anzahl der Mauren, die dem Bacha gefolget waren, alle Augenblicke vermehrte; so wurde der entwafnete **Don Felix** von den Feinden umringet und in kurzen zum Gefangenen gemacht. Die Mauren machten sich schon fertig, ihn nach und nach zu Tode zu martern, allein der Bache ließ es nicht zu.

Man

Man gieng wieder nach Algier zurück, wo der Dey, der über den unglücklichen Erfolg seines Unternehmens voller Verdruß war, ganz stille einzog. Der Bacha brachte den Don Felix auch mit dahin, und hielt ihn nicht als einen Sclaven, sondern als einen Menschen, den er seines Zutrauens würdig schätzte.

Die grossen Proben seiner Herzhaftigkeit überzeugten ihn, daß der Cavalier in andern guten Eigenschaften eben so groß seyn würde. Er vertraute ihm also, daß er eine Neigung zu einem gewissen Frauenzimmer hätte. Zaide, so hieß sie, besaß ausser einer sehr grossen Schönheit, den Vortheil, die Nichte eines vornehmen Herrns zu seyn, der ihr bey seinem Tode ein grosses Vermögen hinterlassen hatte. Sie hatte sich an den Hof zur Gemahlin des Dey begeben, und war eine der vornehmsten Zierden desselben. Der Bacha hatte nichts unterlassen, ihre Liebe zu erhalten: allein alle seine Bemühungen waren vergebens, und sie ließ eine Gleichgültigkeit gegen ihn spüren, welche er durch seine Beständigkeit und durch seine Dienste zu überwinden hoffete.

Don Felix hielt dieses Geständniß für ein Zeichen einer großen Zuneigung, und antwortete ihm mit einem Eyfer und einer Ergebenheit, welche den Bache dermassen vergnügte, daß er ihn umarmete. Er war nicht der Mann, der sich durch Schwierigkeiten abhalten ließ. Er sahe so gar nicht einmal welche, in dem Unternehmen seines Herrn, oder besser zu sagen, seines Freundes, und versprach

ihm, mit allem möglichen Eyfer an seinem Glücke zu arbeiten. Der verliebte **Bacha** versprach ihm tausend Belohnungen, und machte sich verbindlich, ihm die Freyheit zu geben, die kostbarer, als alle Schätze der Welt ist.

Sie redeten mit einander ab, daß der **Bacha** bey **Zaiden** von dem **Don Felix** viel gutes sagen sollte; wenn er sie alsdenn neugierig gemacht hätte, so sollte er ihr mit ihm ein Geschenke machen. **Don Felix** würde sich hierauf in diesem neuen Dienste alle Gelegenheiten zu Nutze machen, die Liebe und guten Eigenschaften des **Bacha** gegen **Zaiden** zu rühmen, und sie dahin zu bringen suchen, daß sie ihm gewogen würde, und endlich gar heyrathe. Dieser Plan war dem **Soliman**, so hieß der **Bacha**, höchst angenehm. Er ließ den spanischen Cavalier auf eine prächtige Art kleiden, und befahl seinem Haushofmeister, ihn **Zaiden** von seinetwegen zum Geschenke zu bringen. Das gute Ansehen des **Sclaven** gefiel der Dame; und da sie sahe, wie **Soliman** ein Geschenk, das schon an und vor sich kostbar war, ausgeputzt hatte, so konnte sie leicht denken, wie groß seine Hochachtung gegen sie seyn müste. Sie nahm auch den **Don Felix** nicht als so einen **Sclaven** auf, wie man in diesem Lande gemeiniglich kauft. Sein Ansehen und seine Manieren überredeten sie vollkommen, daß er wegen seiner persönlichen Eigenschaften einen Vorzug verdienete, der ihn wegen des Verlusts seiner Freyheit einiger massen schadloß hielt. Sie machte eine Art eines Haushofmeisters aus ihm,

der in Kleidung und Essen besser als andere Sclaven gehalten wurde, und vertrauete ihm die Verwaltung ihrer Güter an. **Don Felix** hatte dadurch Gelegenheit bekommen oft mit ihr zu sprechen, und vergaß die Ursache nicht, weswegen er in ihr Haus gekommen war. Er ergriff alle Gelegenheiten, ihr die Verdienste seines ersten Herrn zu rühmen, ihr die heftige Liebe vorzustellen, die er gegen sie trüge, und wie vergnügt er seyn würde, wenn er sich jemals schmeicheln könnte, daß seine Dienste angenehm seyn würden. Er brachte alles dieses verblümt vor: doch aber so, daß sie es vollkommen verstehen konnte.

Zaide stellete sich, als wenn sie nichts davon verstünde, und gab ihm keine Antwort darauf. **Don Felix** redete etwas deutlicher, und bemühete sich eine Antwort zu erhalten, die der Hofnung des **Soliman** schmeichelte. Er wunderte sich, daß die Dame in diesem Puncte immer einerley Gesinnungen hegte, und nahm eine gewisse Verstellung dabey wahr, wovon er kurz hernach die Ursache erfuhr. Sie wurde von einem Mauren geliebet, der die völlige Gunst des **Dey** besaß, und nach welchem er die andere Person im Staate war. Er wurde für den tapfersten unter den Hofleuten gehalten; und eben dieser Ruhm war die Ursache, welche **Zaiden** bewogen hatte, ihm schon seit langer Zeit einen heimlichen Vorzug für allen ihren Liebhabern in ihrem Herzen zu geben. Der Leser kann leicht muthmassen, was **Don Felix** dabey vor Gedanken hegte. Er fand in diesem Manne einen gefährlichen Neben-

buhler für den Bacha, und einen Herzhaften, dessen Ruhm ihn ärgerte.

Er hätte gern seinen Degen mit des maurischen Herrn seinen messen mögen: wie war es aber möglich dieses zu erlangen. Würde wohl ein Mann, der einen so hohen Rang bey Hofe hatte, die Ausforderung eines Sclaven, und zwar eines Sclaven der Zaide angenommen haben? Hätte er ihn auch gleich alleine angreifen wollen, wo würde er ihn gefunden haben? denn er hatte allezeit ein ansehnliches Gefolge von Bedienten bey sich, wenn er ausgieng. Er unterließ aber dem ohngeachtet nicht, dem Bacha zu dienen, und ergrif einsmals eine Gelegenheit, mit ihr alleine zu reden, wobey er sich der verblümten Sprache nicht mehr bedienete, wie er bisher gethan hatte. Er stellete ihr auf eine zwar kurze, aber lebhafte und beredte Art die zärtliche und hochachtungsvolle Neigung vor, welche der Bacha für sie hegete, und setzte die Gründe hinzu, welche sie bewegen sollten, die Bemühungen eines so verdienstvollen Liebhabers nicht zu verachten.

Zaide hörete ihn, ohne ihn zu unterbrechen an, und ließ einen Zorn auf ihren Gesichte blicken, der jeden andern als den Don Felix würde erschrecket haben. Sie mäßigte sich aber doch, und sagte nur zu ihm: ihr kennet mich sehr schlecht Felix, wenn ihr geglaubet habt, daß ich nicht Verstand genug hätte, das zu verstehen, was ihr mir zu verschiednen malen gesagt habt. Wenn ihr von

der

der Neigung redet, welche der **Bacha** für mich hat, so saget ihr mir nichts neues; und ich habe sie lange zuvor gewust, ehe ihr hergekommen seyd. Wenn ich mich also gestellet habe, daß ich von alle dem nichts verstünde, was ihr mir zu seinem Vortheile vorgesagt habt, so wollte ich euch nur durch mein Stillschweigen Gelegenheit zum Nachdenken geben, und dadurch begreiflich machen, daß mir dergleichen Erklärungen nicht allzuangenehm wären, und daß ihr es dabey bewenden lasset sollet. Ihr habt aber die Grenzen der Bescheidenheit überschreiten wollen, und ich bin gütig genug, euch diesen Mangel der Hochachtung in Ansehung des guten Herzens, welches ihr gegen euren vorigen Herrn blicken laßt, zu vergeben. Ja ich will meine Gütigkeit gegen euch weiter treiben, und euch in Ansehung meiner aus dem Irthume reissen, damit ihr euch ein für allemal die Mühe sparet mir inskünftige beschwerlich zu fallen. Niemand läßt **Solimannen** mehr Gerechtigkeit wiederfahren als ich: ich weis, daß er reich, galant, klug, witzig und tapfer ist. Ich bin auch nicht so undankbar, daß ich ihm für die Neigung, welche er zu mir trägt, nicht sollte verbunden seyn, und wenn eine vollkommene Hochachtung hinlänglich wäre, ihn glücklich zu machen, so kan er versichert seyn, daß er die meinige in einem solchen Grade besitzet, daß er damit zufrieden zu seyn Ursache hat. Allein ich fühle für ihn nicht die zarten Empfindungen, welche die Vereinigung der Herzen ausmachen. Es ist **Solimannen** jemand zuvor gekommen: Ochali hat sich gleichfalls um mich beworben, die Liebe hat ihm

das Wort geredet, und ich bin dagegen nicht unempfindlich gewesen. Aus diesem Bekäntniße könnet ihr sehen, was ihr zu thun habt, und lasset mich ins künftige mit euren Vorstellungen zufrieden, denn sie würden mir sehr unangenehm seyn, und euren Zustand dermassen verschlimmern, daß es mir selbst höchst empfindlich seyn würde. Wenn ihr nun meine Gewogenheit zu erhalten wünscht, so macht euch diese Warnung zu Nutze.

Zaide gieng bey Endigung dieser Worte in ein Cabinet, und ließ den Don Felix in einem unruhigen und betrübten Zustande, der sich nicht wohl ausdrücken läßt. Tausend verwirrete Gedanken kamen ihm in den Sinn. Die Drohung einer strengen Sclaverey, brachte ihn mehr auf, als daß sie ihn hätte furchtsam machen sollen. Das ausdrückliche Verbot, welches man ihm gethan hatte, benahm ihm nicht gänzlich den Muth. Da er schon Sclave war, so blieb ihm weiter nichts übrig, als das Leben zu verlieren, und er bekümmerte sich um das seinige nur in so weit, als er seine Freyheit zu erlangen hoffte. Hierzu sahe er kein ander Mittel, als wenn er dem Bacha die Dienste leistete, welche mit dieser Belohnung verbunden waren.

Don Felix beschloß, an statt sein Vorhaben fahren zu lassen, alle mögliche Mittel anzuwenden, deren sich die Liebhaber bedienen, um ihren Zweck zu erreichen. Er versuchte deren verschiedene. Er setzte galante und verliebte Briefchen auf, der Bacha schrieb sie ab, und ließ sie der schönen Mau-

rin

rin zustellen, ohne zu sagen, von wem sie kämen. Der getreue Haushofmeister mußte aber zu seinem Verdrusse sehen daß sie sie laß, und sie nachgehends zerriß, ohne auf einen einzigen zu antworten. Der üble Erfolg seines Kunstgriffs brachte ihn dermaßen auf, daß er endlich alle Geduld verlohr, und sich der Heftigkeit seiner trotzigen und ungestümen Gemüthsart überließ. Er ergriff die Feder, und verfertigte einige Verse, welche er mit großen Buchstaben schrieb, und in der Nacht der Zaide ihrem Zimmer gegen über anschlug, daß sie ihr nothwendig in die Augen fallen musten, wenn sie heraus gieng. Der Inhalt davon war dieser.

Zaide ihr seyd gebohren, eine Frau und kein Tyger zu seyn: wenn ihr aber eine Frau seyn wollt, so müsset ihr auch menschlich handeln, und in deren Glück willigen, welche euch glücklich zu machen suchen. Ueberleget, daß ich blos darum euer Sclave geworden bin, um euch zu bitten. Thue ich Unrecht, daß ich zu der List meine Zuflucht nehme. Ist wohl ohne dieselbe ein Teufel im Stande eine Frau zu betrügen? Ich bin des Bittens müde, und über eure Strenge unwillig. Ich weis nicht mehr, was ich anfangen soll. Kurz, Zaide, ich bin entschlossen entweder zu überwinden, oder zu sterben.

Die Gebieterin des Don Felix wurde diese Verse wirklich gewahr, und erkannte leichte, daß sie von ihm herkämen. Sie wurde sehr zornig darüber, und faßte den Entschluß, sich auf eine

solche Art zu rächen, wodurch seinen Anhalten ein Ende gemacht würde. Ihr erster Befehl war dieser, daß man ihm die schönen Kleider, die sie ihm gegeben hatte, abnehmen und ihn im Garten, mit einer Kette am Fusse, wie die andern Sclaven arbeiten lassen sollte: und da sich niemand unterstund, sie ihm anzulegen, weil man ihn wegen des Standes noch hochachtete, worinne er einige Augenblicke zuvor war, so legte sie sie ihm selbst an. **Don Felix** ertrug dieses Unglück Anfangs ganz muthig, ob er schon in seinem Herzen den heftigsten Zorn darüber fühlete: allein das Geschlecht und die Schönheit der **Zaide** unterdrückten seine Wuth, und machten, daß er sich ihren Befehlen willig unterwarf. Man führete ihn in einen grossen und prächtigen Garten, aber nicht etwa um frische Luft zu schöpfen, wie ehemals, sondern eine der beschwerlichsten Arbeiten mit den geringsten Sclaven daselbst zu verrichten, und die Erde umzugraben, welche er mit seinen Thränen benetzte. Sein Cörper, der dergleichen beschwerliche Arbeit nicht gewohnt war, konnte diese nicht lange aushalten. Sein Herz mochte sich wider die Streiche des Glücks befestigen, wie es wollte, so half doch alles nichts. Sein Muth half ihm weiter nichts, als daß seine Kräfte desto eher erschöpft wurden, und er empfand alles, was sein Stand trauriges und erniedrigendes bey sich führete. Er konnte seine Seufzer und Thränen nicht unterdrücken, und sie entdeckten wider seinen Willen, was in seiner Seele vorgieng.

Er stellete sich bisweilen vor, wie er sich in alle sein Unglück selbst gestürzet hatte, und befand, daß

er

er sich blos deswegen das üble Verfahren von der Zaide zugezogen, weil er einem Herrn dienen wollte, der dieses Opfers in der That würdig war. Sein allzu grosser Muth hatte ihn in die Hände des Bacha geliefert, und eben dieser Muth hatte ihm die Gunst dieses Herrn zu wege gebracht. Indem er endlich weiter zu der Quelle seines Unglücks zurück gieng, so erinnerte er sich an die Neigung, weswegen er Placentia verlassen hatte. Eines Abends, als er sich den Gedanken über das vergangene gänzlich überließ, und die ganze Abscheulichkeit seines jetzigen Zustandes betrachtete, so kam er an einen Ort, von dem Zaide nicht weit entfernt war, und sang eine sehr rührende Arie, worinne er seinen traurigen Zustand ausdrückte, und die ohngefähr dieses Inhalts war:

Liebster Gegenstand meiner Liebe, Zierde meines Vaterlandes, wenn du von meinem Elende ein Zeuge wärest, wie sehr würdest du nicht von Mitleiden gerühret werden: du würdest dich der Thränen nicht enthalten können. Ich wollte das Leben mit Vergnügen tausendmal verlieren, wenn ich deine Gegenwart geniessen könnte: ich muß aber Geduld haben, weil es ein Frauenzimmer ist, die mich unterdrücket. Allein was ist denn mein Verbrechen? Ich habe sie zur Liebe eingeladen, gleich als wenn lieben was schändliches wäre. Dieserwegen werde ich in Ketten gelegt, und der härtesten Arbeit ausgesetzet. Es ist sehr hart, Zaide, daß ihr mich so trostloß machet: ihr machet euch ein Vergnügen daraus, mein Leiden zu vermehren,

mich mit Arbeit zu überladen, und zu den geringsten Verrichtungen zu erniedrigen. Ich habe jedoch keine Niederträchtigkeit begangen: ich habe euch nur die schönen Eigenschaften eines Mauren gerühmt, der blos euer, und sein Glück zu machen sucht. Ihr lasset mich euern Haß empfinden, weil ich euch nun von seiner Liebe vorgeredet habe. Ich will euch aber einmal zeigen, wenn ihr eure Aufführung gegen mich nicht ändert, daß ich einen Arm, und einen Muth habe, der mich niemals in der Noth verläßt.

Zaide hörete die Klagen des Don Felix aufmerksam an; und so viel sie sich auch Mühe gab das Mitleiden zu unterdrücken, welches sich in ihrem Herzen regte, so wurde sie doch erweicht, als sie hörete, daß er in seinem Vaterlande eine Dame gelassen hätte, die er immer noch standhaft liebte. Sie wunderte sich, daß er sie nicht eher genennet hatte. Sie trug ein grosses Verlangen, die Geschichte dieser Verliebten zu hören. Sie war beynahe entschlossen, ihn rufen zu lassen, und ihre Neugierde zu befriedigen, allein die letzten Worte fielen ihr wieder ein, und sie schienen ihr allzu trotzig zu seyn. Der drohende Ton brachte sie auf, sie wurde zornig und gab vieren in ihren Diensten stehenden Mauren Befehl, ihre Waffen zu nehmen, um sich deren in Fall der Noth zu bedienen, und in den Garten zu gehen, diesen Sklaven zur Arbeit anzuhalten, der sich mit Singen die Zeit vertrieb.

Die

Die Mauren gehorchten, wie wohl mit widerwillen, und giengen zum **Don Felix**, der sich das Gesichte, das ganz von Thränen und Schweis benetzet war, trocknete. Dieses geschahe aber nicht etwa mit seidenen Tüchern wie ehemals, sondern mit eben den Händen, womit er das Land im Garten umarbeitete. So bald sie ihm den Befehl der **Zaide** bekant gemacht hatten, so sahe sie **Don Felix** mit einem wüthenden Blicke an. Er ergriff das Ende seiner Kette und gab einem von den vieren einen so heftigen Schlag damit, daß er fast todt vor ihm niederfiel. Er nahm hierauf seinen Säbel, fiel über die andern her, und zeigte **Zaiden**, die diesem Gefechte durch ein Gitterfenster mit zusahe, daß er sich des Säbels noch besser zu bedienen wüßte als der Kette. Er machte einen Zweyten damit nieder, und die andern, die schon verwundet waren, flüchteten in das Zimmer der **Zaide**, als in eine geheiligte Freystadt. **Don Felix** verfolgte sie, und war schon willens, sie daselbst seiner Rache aufzuopfern, als **Zaide** darzwischen trat. Ihr Anblick benahm ihm alle Wuth. Seine Hochachtung gegen das Frauenzimmer entwafnete ihn. Sie ließ die Thüren zuschliessen; denn sie befürchtete, daß er überwältiget werden möchte, wenn mehr Leute herbey kämen. Seine Tapferkeit, wovon sie eben die Proben gesehen, hatte sie gerühret, und sie schenkete ihm ihre ganze Hochachtung wieder.

Don Felix warf sich zu ihren Füssen, und bath sie, daß sie sich wegen des Verdrusses, den er ihr verursachet hätte, selbst rächen sollte: **Zaide**

gab

gab ihm aber wegen der anwesenden Bedienten keine Antwort, sondern befahl, daß man ihn in ein Loch werfen, und in Ketten legen sollte. Sie gab ihm zu gleicher Zeit einen mehr gütigen als zornigen Blick, welcher ihm zu befehlen schien, daß er keinen Widerstand thun sollte. Dieses Zeichen, welches er alleine wahrgenommen hatte, hielt seine Verzweifelung zurück. Er bezeugte sich gegen die Befehle seiner Frau sehr unterthänig, und ließ sich hinführen, wo man es verlangete, ohne die geringste furcht dabey blicken zu lassen.

Zaidens erste Sorge war, den Lärm zu stillen, der sich unter den Verwandten der Getödteten oder Verwundeten erhoben hatte. Die folgende Nacht begab sie sich selbst an das Loch, wo **Don Felix** die Wirkungs des Blicks, den sie ihm gegeben hatte, erwartete. Sie ließ ihn heraus, und führete ihn in ein geheimes Zimmer, welches an das ihrige stieß. Sie brachte einige Gründe zu Rechtfertigung der Strenge vor, deren sie sich gegen ihn bedienet hatte, und setzte hinzu, daß sie ihm alles vergangene verzeihen wollte. Sie bath ihn, daß er ihr entdecken möchte, wer es wäre, warum er sich aus seinem Vaterlande entfernet hätte, und daß er ihr die Geschichte seiner Liebe erzählen möchte. Sie versprach ihm, daß sie ihm die Freyheit schenken wollte, wenn er ihr Verlangen zu befriedigen, die Gefälligkeit für sie hätte. **Don Felix** warf sich zu ihren Füssen, dankete ihr für alle die Gunst die sie ihm erzeigete, und antwortete ihr, daß er bereit wäre, ihr sein Leben vom Anfange bis zu Ende zu

er-

erzählen: in Ansehung seiner Liebesgeschichte aber bäthe er sie um Verzeihung, weil er mit den heiligsten Schwüren versprochen hätte, nicht eher was davon zu sagen, als bis er seinen Tod vor Augen sähe. Ihr könnet aber, fuhr er fort, mit mir machen was ihr wollet, und befehlen, daß man ein so unglückliches Leben, als das meinige ist, endige. Ich erwarte es auch, und glaube, daß ich nur noch einige Augenblicke werde zu leben haben. Alles was ich euch dahero sagen kann, ist dieses, daß eine Dame, die Donna Maria heißt, und welche die schönste in ganz **Placentia** ist, verursachet hat daß ich mich freywillig aus meinem Vaterlande verbannet, und den größten Unglücksfällen ausgesetzet habe.

Die schöne Maurin unterstund sich nicht weiter in ihn zu dringen, noch ihn zu überreden seinen Eyd zu brechen: denn selbst die Ungläubigen sind der Meynung, daß man einen Eyd unverbrüchlich halten müsse; so daß sie auch denjenigen, der ihn verletzet, oder der jemanden, ihn zu verletzen, nöthiget, für unehrlich halten. Sie befahl ihm dahero, daß er ihr nur seine übrigen Begebenheiten, ohne seine Liebesgeschichte, erzählen möchte. Er that dieses auch auf eine kurze und deutliche Art. **Zaide** konnte seine Heldenthaten nicht ohne Bewunderung anhören. Sie gestund ihm, daß die Tapferkeit alleine sie zu reizen im Stande wäre, und daß sich Ochali blos dadurch ihres Herzens bemächtiget hätte, weil er für den Tapfersten an dem Hofe des **Dey** gehalten würde: und weil sie ihn jederzeit

bey

bey den Turnieren und Ritterspielen den Preis hätte davon tragen sehen. Urtheilet also, fuhr sie fort, ob ich im Stande bin, ihn dem **Bacha** aufzuopfern, der ihn vielleicht an Witz und Klugheit übertrift, an Tapferkeit aber weit unter ihm stehet.

Don Felix konnte von der Tapferkeit des Ochali nicht ohne Eyfersucht reden hören: doch fiel ihm auf einmal was ein, welches ihm eine doppelte Befriedigung zu verschaffen schien. Er antwortete der schönen Maurin, daß sie den Ochali für tapferer als den **Bacha** hielte, weil sie diesen Hoffmann bey Gefechten den Sieg hätte davon tragen sehen, die blos zur Lust und zur Pracht angestellet, und dahero nicht sonderlich gefährlich gewesen wären; daß sie aber ganz anders urtheilen würde, wenn sie, wie er den **Bacha** mitten in der Schlacht als einen Löwen hätte fechten, und die Gefahr, welche ihn auf allen Seiten umgeben, hätte verachten sehen: und daß sie gar leicht erfahren könnte, welcher von beyden der geschickteste und tapferste wäre. Denn fuhr er fort, ihr dürft nur befehlen, daß sie mit einander fechten und zwar in der Sturmhaube und in dem Küraſſe, um die Stöſſe abzuhalten, welche einem oder dem andern das Leben nehmen könnten. Ernennet einige Richter, lasset sie in verschlossenen Schranken fechten, und ihr müßt der Preis des Ueberwinders seyn. **Zaide** glaubte, daß sie durch diese Einwilligung den Ruhm des Ochali vermehren, und sich dadurch auf einmal von dem **Bacha** befreyen würde; denn

sie

sie hielt gänzlich davor, daß er seinem Nebenbuhler nicht würde gewachsen seyn. Sie willigte also in diesen Vorschlag, und gab ihrem Liebhaber Nachricht davon. Dieser hatte eine ausserordentliche Freude darüber, gleich als wenn er den Sieg schon in Händen gehabt hätte. **Don Felix** gieng gleich des andern Tags zu seinem alten Herrn, um ihm von seinem Glücke Nachricht zu geben, und bath ihn, mit ehesten zween Harnische, zwo Scharpen, Federn und andere Zierathen anzuschaffen, die einander vollkommen ähnlich wären.

Er für seine Person freuete sich auf den Zweykampf mit dem Ochali, dessen Tapferkeit er mit den größten Verdrusse rühmen hörete, und nahm sich vor, entweder zu sterben, oder zu überwinden. Die Ausforderung wurde von beyden Theilen angenommen, die Versicherung gegeben, der Tag bestimmt, der Kampfplatz gewählet, und die Richter ernennet. Der **Dey**, seine Frau, ihr ganzer Hof und ins besondere die schöne **Zaide** beehreten dieses Schauspiel mit ihrer Gegenwart, wobey die ganze Stadt zugelaufen war.

Ochali trat mit einem ausserordentlich schönen Anzuge in die Schranken. Der Leser wird mir aber ohne Zweifel Dank wissen, daß ich mit der Beschreibung desselben nicht etwa drey oder vier Seiten anfülle. Er hatte ein weisses Pferdt rit, damit um den Kampfplatz herum, und grüssete den **Dey** und seinen ganzen Hoff, und stellete sich darauf an das eine Ende der Schranken. Der **Bacha**,

oder

oder vielmehr **Don Felix**, den jedermann für den **Bacha** hielt, kam durch eine andere Thür auf einem **Andalusischen** Pferde hinein. Er war auf maurische Art gekleidet, und hatte sich aus Vorsicht, um nicht etwa erkannt zu werden, einen Theil des Gesichts mit einer mit Silber gestickten Binde bedeckt. Damit man aber sehen konnte daß diese Art von **Maßke** mehr eine Devise, als eine Nothwendigkeit sey, so hatte er auf die eine Schulter ein Stück grünen Taffet geheftet, auf welchen mit goldenen Buchstaben geschrieben war: **Ich verdecke mein Gesicht, und man wird es nicht eher, als nach meinem Siege oder nach meinem Tode zu sehen bekommen.**

Nach den Begrüssungen, welche die Höflichkeit bey dergleichen Gelegenheiten erfordert, stellete er sich dem Ochali gegen über, der ihn in einer trotzigen Stellung erwartete: und als der Kampfplatz unter sie getheilet war, so giengen die beyden Streiter von beyden Enden des Kampfplatzes auf einander los, und brachen ihre Lanzen, welche mit Krachen zersprangen. Ochali wurde durch diesen Stoß wankend gemacht; und da **Don Felix** dieses bemerkete, so gieng er den Augenblick wieder auf ihn loß, und gab ihm mit dem Storzel seiner Lanze, den er in der Hand behalten hatte, einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er halb todt vom Pferde fiel. Jedermann erstaunete darüber; die schöne Maurin erblaßte, und die Rosen ihrer Wangen wurden in einem Augenblicke alle in Lilien verwandelt. Tausend verwirrte Gedanken beunru-

hig-

higten sie auf einmal. Sie hatte blos darum in den Zweykampf gewilliget, weil sie von ihrem Liebhaber allzusehr eingenommen war, und der Ausgang machte, daß alle ihre Hoffnung verschwand. Kurz darauf setzte sie ein neuer Zufall in Schrecken. Vier maurische Cavaliers, die dem Ochali aus Ehrerbietung bis an die Schranken gefolget waren, hatten ihn kaum fallen sehen, als sie mit verhängten Zügel auf seinen Ueberwinder losrenneten, und sich schon fertig machten, ohne sich weder an das Geschrey der Damen, noch an die Befehle des Dey zu kehren, den unglücklichen Favoriten zu rächen. Don Felix rennete mit dem Säbel in der Hand, auf einen von den vieren los, ergriff seine Lanze, und setzte ihn durch einen Hieb mit dem Säbel ausser Stand, weiter zu fechten. Er war im Begriff, es den andern eben so zu machen; allein der Dey befahl, daß sie fortgehen sollten, und erklärete das Gefechte für geendiget. Sie gehorchten aber mehr aus Furcht für den Don Felix, als für den Befehlen des Dey, und die Richter sprachen Solimannen den Sieg zu. Dieser hatte sich wegbegeben, als wenn er sich den Glückwünschen hätte entziehen wollen.

Der Leser wird leichte sehen, ohne daß man ihm solches weitläuftig zu erklären nöthig haben wird, daß sich Don Felix begnügte, für seinen Freund gestritten und überwunden zu haben, und daß er ihm das übrige überließ. Er gieng unter dem Vorwande weg, ein ander Pferd zu nehmen, um den Dey wieder in seinen Pallast zu begleiten.

Der Bacha kam hierauf eben so als Don Felix gekleidet, wieder zurück, und niemand merkete die Veränderung. Er gieng ohne Verzug in den Erker, wo sich die schöne Zaide befand, und bat sie, daß sie nunmehro eine Neigung billigen möchte, für welche sich der Himmel so augenscheinlich erkläret hätte. Sie antwortete ihm sehr höflich darauf, und Don Felix der unterdessen seine gewöhnliche Kleidung wieder angezogen hatte, fragte sie ganz leise, ob sie nunmehro wahr befunden, was er ihr zu sagen sich die Freyheit genommen hätte. Sie erröthete, und antwortete nichts darauf. Der unglückliche Ochali konnte die Schande nicht vergessen, die ihm durch diesen Streit zu gewachsen war. Er war mehr als einmal Willens den Bacha umbringen zu lassen, und würde es auch gewiß gethan haben, wenn ihn der Dey nicht davon abgehalten hätte. Seine Güte gieng so weit, daß er, um ihn über den Verlust der Zaide zu trösten, ihm eine von seinen Nichten zur Ehe gab, welcher das Königreich Tunis zugehörete. Sie war zwar nicht so schön als Zaide, allein dieser Verlust wurde durch das Vermögen ersetzet, welches sie ihm zubrachte. Ochali ließ dieser Heyrath wegen seinen Zorn fahren, und der Bacha, der dadurch von einem so gefährlichen Feinde befreyet wurde, blieb der ruhige Besitzer seiner lieben Zaide. Er vergaß nicht, was er dem großmüthigen Don Felix schuldig war: er eilete so gar ihn zu entfernen, damit nicht etwa das Geheimniß seines Sieges heraus kommen, und eine Sache, die ihm zur größten Ehre gereichte, zu seiner Schande ausschlagen möchte. Er umar-

mete

mete ihn also zärtlich, und nachdem er ihm die Freyheit nebst etwas Gelde und sehr kostbaren Edelgesteinen geschenket hatte, so ließ er ihn unter Begleitung von vier getreuen Bedienten abreisen, welche ihn bis an eine Bucht brachten, wo ein Genuesisches Schiff lag. **Don Felix** begab sich darauf, und kam glücklich zu **St. Lucar** an, von da er sich nach **Sevilien** begab. Er erfuhr daselbst den Tod desjenigen, dessen Verfolgungen er am meisten befürchtet hatte, und gieng darauf über **Placentia** nach **Madrid**, um den Hoff zu sehen. Da er nach Neuigkeiten begierig war, so begab er sich nach **St. Philipp**, wo der Sammelplatz aller Neuigkeiten von **Madrid** ist. Er traf daselbst zween Soldaten an, die aus Flandern zurück gekommen waren, um die Belohnungen ihrer Tapferkeit zu empfangen. Sie unterhielten daselbst einen Haufen müßiger Leute mit ihren schönen Thaten, und diese höreten ihnen sehr aufmerksam zu. **Don Felix** war gleichfalls so aufmerksam darauf, daß man ihn sehr höflich Platz zu nehmen bat. Man fragte ihn, wer er wäre, und wo er herkäme: Er antwortete ihnen, daß er von Algier aus der Gefangenschaft käme. Dieses vermehrete ihre Neugierde, und er erzählete seine Geschichte, ohne etwas davon, ausser seinen Namen, zu verschweigen, welchen er ihnen zu sagen nicht für rathsam hielt. Ein jeder erstaunete über seine Begebenheiten. Ein einziger ausgenommen, der von Burgos gebürtig war, und für tapfer gehalten seyn wollte, konnte das Ende kaum erwarten, als er auf eine höhnische Art zum **Don Felix** sagte:

Das sind in der That große Thaten, und ich würde sie kaum glauben, wenn man sie auch dem **Don Felix** von **Placentia** zuschriebe. Ich sage die Wahrheit, antwortete **Don Felix**, und wenn jemand hier ist, der daran zweifelt, und der die Probe machen will, der darf nur nach **Prado** kommen, da soll er erfahren, daß ich nichts sage, was ich nicht auch zu thun im Stande bin. Der Prahler antwortete weiter nichts darauf, und die andern versicherten dem **Don Felix**, daß sie ihm auf sein Wort glaubten, und daß sie sein bloßes Ansehen schon überzeugte, daß er die Wahrheit gesagt hätte.

Don Felix war über die Gesinnungen, die man von ihm hegete, vollkommen vergnügt, und sein Zorn gegen den Kerl von Burgos wurde dadurch sehr gemäßiget daß er seiner, ohne ihn zu kennen, auf eine so rühmliche Art gedachte. Er nahm daher Gelegenheit zu fragen, ob denn **Don Felix** so tapfer wäre als er sagte? Ja antwortete der von Burgos, er besitzt eine solche Herzhaftigkeit, daß man bis jetzo in ganz **Spanien** Niemanden gefunden hat, den man mit ihm in Vergleichung bringen könnte. Er hat Wunder der Tapferkeit gethan, welche in Aerz gegraben zu werden verdieneten. Zu **Placentia**, am Hofe, überall, wo er gewesen ist, hat er herrliche Kennzeichen seines Muths an den Tag gelegt: und wenn ihm auch weiter nichts, als die Begebenheit begegnet wäre, welche ihn auſſer Landes zu gehen bewog, so würde diese hinlänglich gewesen seyn, seinen Namen unsterb-

sterblich zu machen. Wir wissen ihn zu schätzen, und es thut uns sehr Leid, daß er abwesend ist. Wir würden in kurzen das Vergnügen haben zu sehen, ob er einen gewissen **Valcarcel**, der sich im Königreiche Murcia aufhält, gleiche kömmt oder übertrifft. Dieser Mensch soll der tapferste in ganz **Spanien** seyn. Er hat in sieben Zweykämpfen, die er mit Leuten von einer ausserordentlichen Stärke gehabt hat, jederzeit den Sieg davon getragen, und es trauet sich niemand mehr, seinen Degen mit des **Valcarcel** seinen zu messen. Diese Worte waren ein Donnerschlag für den **Don Felix**. Die Eyfersucht bemächtigte sich seiner, und er war Willens zu entdecken wer er wäre: er überlegte aber, daß er seinen Ruhm, den er schon, erlanget hatte, auf einmal verlieren würde, wenn er überwunden werden sollte. Er hielt also für rathsamer sich nicht zu nennen, und sein gefaßtes Vorhaben ganz heimlich auszuführen. Er bat den von Burgos, daß er ihm den Namen und den Aufenthalt des **Valcarcel** aufschreiben möchte, weil er Geschäfte hätte, die ihn in dieses Land zu reisen nöthigten, daher er ihn zu sehen Gelegenheit nehmen würde. Dieses will ich gerne thun, antwortete der andere, ohngeachtet euch jedermann in ganz **Spanien** davon Nachricht geben kann, ich will euch sogar ein Verzeichniß von seinen grossen Thaten geben. **Don Felix** dankete ihm dafür, und bat ihn zum Abendessen, welches er mit Freuden annahm. Als man abgegessen hatte, so schrieb der Gast die versprochene Nachricht auf, und fügte so gar eine Marschruthe von **Madrid** bis nach Mi-

nateda hinzu, wo sich **Valcarcel** gemeiniglich auf zuhalten pflegte.

Don Felix reisete gleich des andern Morgens mit seiner Nachricht ab, und weil er befürchtete, daß es ihm unterwegs am Gelde fehlen möchte, so gieng er erst nach **Placentia**, wo bey seinem ältesten Bruder abtrat, der sich über seine Zurückkunft sehr freuete. Nach den ersten Umarmungen, sagte er ihm, daß er noch vor Tage nach **Murcia** reisen müste, weil er einen Freund einer höchstwichtigen Sache wegen daselbst besuchen müste. Er bat ihn, daß er ihm tausend Thaler geben, und seine Ankunft zu **Placentia** nicht eher bekannt machen möchte, als bis er wieder zurück käme, welches aufs längste in drey Wochen geschehen sollte.

Sein Bruder wunderte sich, daß er so geschwind wieder abreisen wollte, ohne einmal das Frauenzimmer zu besuchen, um welcher Willen er so viel Unglück ausgestanden hatte. Er schloß daraus, daß die Ursache dieser neuen Reise sehr wichtig seyn müste, und gab ihm, ohne ihn mit beschwerlichen Fragen ferner zu beunruhigen, einen guten Maulesel und die tausend Thaler. **Don Felix** wollte nicht einmal einen Bedienten mit nehmen, und sein Bruder begleitete ihn bis vor das Stadthor, wo sie von einander Abschied nahmen. So heimlich auch die Ankunft des **Don Felix** geschehen war, so hatte ihn doch eine Magd erkannt. Sie lief fort, der **Donna Maria** von Vargas Nachricht davon zu geben, welche eine ausserordentliche Freu-

de darüber hatte. Sie wunderte sich aber nicht wenig, als man ihr einige Augenblicke hernach Nachricht brachte, daß er in eben der Nacht wieder abgereiset wäre. So bald sie erfahren, daß er den Weg nach **Murcia** zu genommen hatte, so stellete sie sich, als wenn sie ein Gelübde erfüllen wollte, welche sie Unsrer lieben Frau von **Toledo** gethan hatte, und reisete mit einem ihrem Stande gemässen Gefolge ab. Da sie einige Meilen von der Stadt war, so beschleunigte sie ihre Reise, und folgete dem **Don Felix** auf dem Fusse nach, der nach einer Zehn tägigen Reise zu **Carthagena** angekommen war. Er glaubte daselbst seinen Mann zu finden, allein man sagte ihm, als er sich darnach erkundigte, daß er aus **Hellin** einer der vornehmsten Städte dieses Königreichs wäre, und daß man ihn da, oder zu **Minateda**, welches eine Meile davon liegt, gewiß finden würde. Er war über diese Nachricht sehr vergnügt, und kam eines Donnerstags zu Mittage zu **Minateda** an. Er erkundigte sich daselbst nach dem **Valcarcel**: man sagte ihm, daß er nach **Madax**, einen ihm zugehörigen Landgute gereiset wäre, und daß man ihn gegen fünf Uhr des Abends wieder erwartete. Er entschloß sich also ihn zu erwarten, und **Don Franciscus Valcarcel** kam wirklich drey Stunden vor der Sonnen Untergang an. Er war zu Pferde, und hatte, nach der damaligen Gewohnheit der Edelleute, einen Degen an der Seite, und eine Lanze in der Hand, weil man damals keine andere Waffen führete. Jetzo hingegen führet man Mußketons und Pistolen, deren sich der Tapfere sowohl,

als der Feige bedient, so daß oft ein verzagter Kerl den allerherzhaftesten erlegen kann. **Don Felix** redete ihn sehr höflich an, und dieser antwortete ihm eben so darauf. Er hatte bey seiner Ankunft dem Wirthe befohlen, das beste was er hätte, zu rechte zu machen, und die Mahlzeit war fertig. **Don Felix** bat den **Valcarcel**, daß er ihm die Ehre erzeigen möchte mit ihm zu speisen, weil er sich über einige Sachen mit ihm unterreden, und nach Tische die Ursache seiner Ankunft entdecken wollte. Er bath ihn so inständig, daß sich der Herr von **Madax** und **Minreda** nicht entbrechen konnte mit in den Gasthof zu gehen, wo sie beyde alleine speiseten. Als sie vom Tische aufgestanden waren, so schlug **Don Felix** dem **Valcarcel** einen Spaziergang vor, und als er ohngefähr zwey Hundert Schritte vom Gasthofe mit ihm alleine war, so sagte er zu ihm: Ich bin ein **Castillianischer** Edelmann. Meine größte Neigung ist jederzeit die Uebung in den Waffen gewesen, und ich habe beständig geglaubt, daß mich niemand an Stärke und Herzhaftigkeit übertreffe. Ich habe dieserwegen eine unzählige Anzahl Gefechte unternommen, und mich großen Gefährlichkeiten ausgesetzt. Ihr werdet vielleicht denken, daß ich mehr verwegen als klug sey: denket aber was ihr wollet. Die Ursache, warum ich hierher gekommen bin, ist diese: daß ich euren Muth und eure Kräfte untersuchen will. Man hat mir davon sehr viel gesagt, und dennoch habe ich mich nicht entschliessen können, zu glauben, daß ihr mir überlegen seyd. Ich weis, daß ihr sieben Cavaliers überwunden, und aus allen Gefech-

fechten Ehre davon getragen habt. Wenn ich euch aber meine Thaten auch erzählen wollte, so würde diese Erzählung allzuviel Zeit erfordern, mir auch überdieses sehr unanständig seyn, mein eigener Lobredner zu werden. Ich will dahero meinen Degen mit dem eurigen messen, damit ich weis woran ich mich zu halten habe. Ich gestehe, daß es ehe Thorheit als Herzhaftigkeit zu seyn scheinet, das ich dieser einzigen Ursache wegen so weit daher gekommen bin; damit ihr mich aber nicht für einen Thoren haltet, so will ich euch sagen, daß ich **Don Felix von Placentia** bin, wenn ihr anders jemals etwas von mir gehöret habt. Der Ruf meiner Thaten ist die vier Jahre über, da ich zu Algier in der Sclaverey gewesen bin, ziemlich geschwächet worden, und euer Ruhm hat sie leichte in Vergessenheit bringen können. Dem sey aber wie ihm wolle, ich will euch nur sagen, ohne euch mit einem längern Gespräche beschwerlich zu fallen, daß ich mich mit euch schlagen will.

Don Franciscus der ihn aufmerksam angehöret hatte, antwortete ihm sehr gelassen: wenn ich auch niemals von euren großen Thaten hätte reden hören, so würde mir euer bloßer Anblick eine vortheilhafte Idee von euch beybringen. Ihr müßt mir aber gestehen, das ihr für einen vernünftigen Mann gehalten werden wollet: wenn ihr mir nun dieses einräumet, so könnet ihr nicht läugnen, daß euer Begehren unbesonnen sey. Ich habe in meinem Leben viele Streitigkeiten gehabt, aber keine einzige ohne Ursache. Derjenige, der sich schlägt, ohne eine

rechtmäßige Ursache dazu zu haben, muß jederzeit erwarten, daß er überwunden wird, so viele Vortheile er auch ausserdem vor sich hat. Er fühlt einen geheimen Vorwurf in sich, welcher ihm sagt, daß das, was er blos zu Befriedigung seiner Neigung thut, der gesunden Vernunft zuwider ist. Ich wollte also mein Herr **Don Felix**, daß ihr von eurem Vorhaben abstündet, welches euch einem von diesen beyden aussetzet, entweder ohne Ursache verwundet zu werden, oder mich umzubringen, ohne daß ich euch jemals beleidiget habe. Wir haben niemals etwas mit einander vorgehabt, das uns nöthigen könnte, uns mit einander zu schlagen. Warum wollen wir unser Leben wagen, und es einer eingebildeten Ehre aufopfern. Eure Tapferkeit ist bekannt, und es ist nicht nöthig, daß ihr neue Proben davon ableget. Die meinige ist gar nicht so beschaffen wie ihr denket, und man erzeiget mir mehr Ehre als ich verdiene. Begnüget euch also mit meiner Freundschaft. Ich biethe sie euch aufrichtig an; gehet mit Frieden nach Hause, und lasset mich hier in meinem Vaterlande ein ruhig Leben führen: ich will euch mit allem möglichen dienen, was euch nur zu befehlen belieben wird.

Ihr kennet mich sehr schlecht, mein Herr **Franciscus** erwiederte **Don Felix**, wenn ihr mir durch eure friedfertigen Gesinnungen von meinen Vorhaben abzurathen meynet, und damit wir die Zeit nicht mit unnützen Wortstreiten verderben, so wisset, daß keine menschliche Gewalt im Stande ist, mich von meinem Vorhaben abzubringen. Die

Gefahr bestehet nicht in dem Gefechte, sondern in der Verzögerung, und die Ehre hanget von der Geschwindigkeit ab. Dieses einzige will ich euch nur noch sagen, daß wir uns gleicher Waffen bedienen wollen, weil die Ehre des Ueberwinders davon abhanget. Ich habe ein Kollet an, wie ihr sehen könnet, habt ihr dergleichen an, so behaltet es, und lasset uns zum Gefechte schreiten: wo nicht, so will ich es ausziehen, und dieses ist auch wirklich das beste daß wir es beyde thun.

Valcarcel sahe wohl, daß es der Ernst war: er legte dahero einen leichten gestrickten Rock ab, und **Don Felix** machte es mit seinem Kollete auch so. Sie theileten den Kampfplatz, und da es zum Angriffe kam, so bedienete sich **Valcarcel** einer List, welche dem **Don Felix** sein Unglück vorher verkündigte. Denn da er ihn mit der größten Wuth auf sich los kommen sahe, so rufte er ihm zu, daß er stille stehen, und nicht weiter gehen sollte. **Don Felix** wurde darüber unruhig, und fragte ihn um die Ursache davon; weil ihr, antwortete **Don Franciscus**, verlohren seyd, wenn ihr weiter gehet. Es thut mir Leid daß ich euch das Leben nehmen soll. **Don Felix** wurde hierüber unwillig, und sagte zu ihm: fürchtet ihr euch denn, euch mit mir zu schlagen? redet deutlich, und lasset alle diese Umschweife bey Seite. Ich stehe nur eures Lebens wegen in Sorge, antwortete **Don Franciscus**; ihr werdet es sehen. Er gieng darauf auf ihn los, und brachte ihm, nach zwey oder drey Finten, einen gefährlichen Stich

bey.

bey. Er hatte nicht nöthig ihn zu wiederholen, um den Don Felix über den Haufen zu werfen, denn er war schon gefallen, und schloß aus den heftigen Schmerzen, die er empfand, wie wichtig die Wunde seyn müste. An statt aber auf den Don Franciscus böse zu werden so bat er ihn, daß er ihn an einen Ort bringen lassen möchte, wo er sein Gewissen beruhigen könnte.

Don Franciscus wurde gerühret, als er den tapfersten Castillianischen Edelmann in diesem Zustande sahe. Er verband ihm seine Wunde so gut er konnte, und nachdem er ihn selbst in das Wirthshaus getragen hatte, so ließ er einen Maulesel kommen, und ihn mit aller möglichen Bequemlichkeit nach Hellin bringen, welches eine Meile davon liegt. Er gab ihm daselbst sein Zimmer ein, und ließ die Aerzte und Wundaerzte rufen. Sie untersuchten seine Wunde, und sagten darauf, daß man keine Zeit verlieren müste, ihm die Sacramente reichen zu lassen. Er empfieng sie sehr andächtig, und erklärete öffentlich, daß Valcarcel an seinem Tode ganz und gar unschuldig wäre, sondern daß er ihn sich selber zuzuschreiben hätte.

Er machte sein Testament, und ließ seinem großmüthigen Feinde tausend Ducaten, die er noch bey sich hatte, um seine Begräbniß kosten zubestreiten. Er setzte seinen Bruder zum universal-Erben, jedoch mit der Bedingung ein, daß weder er, noch seine Nachkommen, jemals einen Proceß

ceß wieder den **Valcarcel**, wegen seines Todes anfangen sollten. Er befahl auch, daß, im Fall jemand von seinen Erben wider dieses Verbot handeln würde, dem **Valcarcel** sechs tausend Ducaten ausgezahlet werden sollten, damit er den Proceß führen, und seine Unschuld vertheidigen könnte.

Nachdem er also für seine Seele gesorgt, und wegen seines Vermögens Verordnung gethan hatte, so verlangete er mit dem **Don Franciscus** alleine zu sprechen, welcher mit weinenden Augen und voller Mitleiden zu ihm sagte, daß, wenn er ihm was zu vertrauen hätte, er es ganz sicher thun könnte, und daß er alle seine Geschäfte hintansetzen wollte, um seine Befehle auszuführen. **Don Felix** antwortete ihm, daß es eine gewisse Neigung beträfe, von welcher er niemals zu reden, hätte schwören müssen, ausser, wenn er auf dem Todtbette läge: und weil er nun sähe, daß er aus diesem Leben gehen müste, so wäre es ihm erlaubt, dieses Geheimniß zu entdecken. Saget was ihr wollet, erwiederte **Don Franciscus**, und seyd versichert, daß euer Geheimniß eben so geheim bleiben wird, als wenn ihr mir niemals etwas davon entdecket hättet. Ich werde Niemanden etwas davon sagen, als den Personen, welche es wissen sollen und die ihr mir nennen werdet.

Don Felix nahm hierauf alle seine Kräfte zusammen, und fieng die Erzählung seiner Geschichte an. Ich war nur drey und zwanzig Jahr alt, sagte er, als ich in die große Welt kam. Ich erfuhr, daß ein gewisser natürlicher Sohn des **Cor-**

regidor die Gunst einer Dame aus dem Hause von Vargas mit Gewalt zu erlangen suchte. Sie hieß Donna Maria, und besaß eben so viel Schönheit und Verstand, als dieser unwürdige Liebhaber Verachtung verdienete. Sie hatte keine Eltern mehr, und lebte so ordentlich, ob sie schon thun konnte was sie wollte, daß jedermann in der Stadt ihre gute Aufführung, ihre Schönheit, und ihr grosses Vermögen rühmete. Ich war ganz und gar nicht mit ihr verwandt, und hatte auch niemals mit ihr gesprochen. Ich konnte aber doch nicht ohne Unwillen das strafbare Vorhaben dieses Lasterhaften hören, und fühlete eine Regung in mir, die Vertheidigung dieser Dame über mich zu nehmen.

In einer gewissen Nacht, da ich durch ihre Strasse gieng, sahe ich zwey Leute auf Schildwacht stehen. Ich fragte sie, was sie da machten? sie schienen sich über diese Frage aufzuhalten, ich zog den Degen; sie flohen, und ich nahm mir nicht die Mühe sie zu verfolgen. Als ich einige Schritte weg war, so hörete ich ein Frauenzimmer schreyen, und dieses war in dem Hause der Donna Maria von Vargas. Ich rufte an der Thür, und eine Magd machte mir weinend und zitternd auf. Ich lief geschwind die Treppe hinauf und kam in ein Zimmer, wo ich diese Dame sich mit aller Macht gegen die Gewalt wehren fand, welche ihr dieser Verwegene, von dem ich geredet habe, anthun wollte. Ich verlohr keine Zeit, ihm die Schändlichkeit seiner

ner That zu zeigen; ich war überzeugt, daß es Beleidigungen gäbe, welche blos mit Blute können ausgelöschet werden. Er hatte den Degen gezogen, sobald er mich hatte hinein kommen sehen, ich schlug ihm aber solchen mit dem ersten Schlage aus der Hand, und brachte ihm einen Stoß bey, wovon er zu Boden fiel. Man schleppete ihn nachgehends aus dem Zimmer, und ich glaubte nicht, daß es mir rühmlich wäre, wenn ich ihn vollends umbrächte. Da ich sahe, daß er ausser Stand war, sein abscheuliches Vorhaben weiter auszuführen, so dachte ich auf meine Sicherheit. Als ich aus dem Hause gehen wollte, so wurde ich von acht Kerls mit dem Degen in der Hand angefallen. Die beyden Schildwachten, die ich von ihren Posten vertrieben, hatten noch sechs andere von ihren Cameraden herbey geholet. Ich gieng voller Wuth auf sie los, und machte mir einen Weg; ich tödtete zween davon, verwundete viere, und die beyden übrigen nahmen die Flucht. Ihre Absicht war mich zu fangen; ich kam aber auf diese Art davon, und begab mich an einen Ort in Sicherheit.

Man stellete einen Proceß wider mich an; die Aussage derer, die man deswegen vernahm, war wider mich, und der **Corregidor** sparete nichts, sich meiner Person zu bemächtigen, um das Unglück seines Sohnes, und den Tod und die Verwundung seiner Bedienten an mir zu rächen. Seine Verfolgungen waren vergebens.

Ich hielt mich einige Zeit in einem Landhause heimlich auf: endlich wurde ich aber dieses Zwanges überdrüßig. Ich überlegte aber dieses, daß ich könnte entdecket und einem Feinde aufgeopfert werden, der tausend Mittel in Händen hatte, mich zu verderben, weil er Richter und Partey zugleich war. Das Verfahren wurde ganz allein wider mich gerichtet, und **Donna Maria**, deren Ehre ich gerettet hatte, wurde für unschuldig erkläret. Ich hielt also für das sicherste, mich fortzumachen, und zwischen mich und meine Feinde das Meer zu setzen. Ich wählete eine sehr finstere Nacht zu meiner Abreise, und gieng aus dem Landhause weg, wo ich mich bisher aufgehalten hatte. **Donna Maria** besuchte mich heimlich kurz vor meiner Abreise, und bedaurete mich, daß sie an meinem Unglücke schuld wäre. Sie versicherte mich, daß sie den ihr geleisteten Dienst niemals vergessen würde, und daß die Abwesenheit nicht vermögend seyn sollte, mich in ihrem Herzen auszulöschen. Sie bat mich, daß ich diese Erklärung heimlich halten möchte, welche sie aus Erkäntlichkeit gegen mich gethan hätte. Ich versprach es ihr mit einem Eyde, und wir trenneten uns, nachdem wir uns zärtlich umarmet, und durch unsere beyderseitigen Seufzer zu erkennen gegeben hatten, wie sauer es uns ankäme, einander zu verlassen. Ihr werdet in meinen Sachen Papiere finden, woraus ihr ersehen könnet, was mir zu Algier und Oran begegnet ist. Ich muß euch nunmehro nur noch sagen, daß ich bey meiner Ankunft so glücklich war, zu

erfah-

erfahren, daß mich der Himmel von dem Corregidor befreyet hatte. An statt aber die Glückseligkeit zu geniessen, welche auf mich wartete, komme ich durch meine Thorheit angetrieben, hierher, einen Tod zu suchen, wofür ihr mich zu bewahren euch vergeblich bemühet habt. Ich schätze mir es aber doch für eine Ehre, von einer Hand zu sterben wie die eurige ist. Dieses einzige bitte ich mir noch von euch aus, daß ihr der Donna Maria mein trauriges Schicksal zu wissen thut: und wenn der Himmel wollte, daß ihr euch mit ihr verbändet, so wollte ich gar nicht eyfersüchtig darüber seyn. Ich würde vielmehr dadurch einigermassen getröstet werden, weil ich überzeugt bin, daß sie ihre Gunst nicht übel anwenden würde. Sie würde ihre Jugend auf eine angenehme Art genießen, und ihre Geburt nicht durch eine ihr unanständige Heyrath beflecken. Es hat Leute gegeben, die bey ihren Tode noch eyfersüchtig gewesen sind: dieses ist aber weit von mir entfernet, und ich weis gewis, daß, wenn ihr sie jemals sehet, ihr euch nicht werdet enthalten können, sie zu lieben. Ihre Reizungen werden einen Sieg über euch erhalten, den meine Waffen nicht haben erhalten können. Da ihm diese Sache sehr am Herzen lag, so redet er beständig davon, allein eine Ohnmacht unterbrach sein Gespräche. Zween Mönche traten in diesem Augenblicke hinein, worauf er sich von seiner Ohnmacht wieder erholete. Es währete aber nicht lange, und er wendete diese wenige Zeit noch an, sich zu der Abreise in jenes Leben fertig zu machen. Er starb darauf,

und ließ den Valcarcel und sein ganzes Haus in einer ausserordentlichen Betrübniß.

Sein Geist war kaum von ihm geschieden, als man eine Dame ins Zimmer treten sahe, deren Schönheit und vortrefliche Leibes Gestalt Bewunderung erreget haben würde, wenn nicht ihr Geschrey und der Schmerz, der auf ihrem Gesichte, und aus allen ihren Handlungen hervor leuchtete diese Empfindung unterdrücket hätte, um dem Mitleiden Platz zu machen, welches sie bey Don Franciscus erweckte. Es war Donna Maria von Vargas, welche, wie ich schon gesagt habe, dem Don Felix auf dem Fusse nachfolgete. Sie hatte zu Carthagena erfahren, daß er den Weg nach Minreda genommen hatte. Man hatte ihr daselbst das Gefechte und den unglücklichen Ausgang dieser Begebenheit erzählet, und sie war nach Zellin gekommen, um die letzten Seufzer eines Menschen zu empfangen, dem sie so viel schuldig war. Sie kam aber zu späte, denn bey ihrer Ankunft war er schon todt. Sie fiel über den todten Cörper her, benetzte ihn mit ihren Thränen, und legte so viel Kennzeichen ihres Schmerzes an den Tag, daß Don Franciscus davon gerühret wurde. Er that sein möglichstes, sie zu trösten, und erzählete ihr, wie sehr er sich bemühet hätte, ihn von diesem Unglücke abzuwenden.

Indem sie Valcarcel tröstete, so erinnerte er sich an das, was ihm Don Felix von der Schönheit

heit, und von dem Verstande dieser Dame gesagt hatte: er befand in der That, daß er dem Gemälde nicht geschmeichelt hatte, und wurde in die **Donna Maria** heftig verliebt. Er glaubte, daß er nich besser thun könnte, als wenn er dem Rathe des Verstorbenen folgte. Er nahm sich aber wohl in acht, daß er gleich anfangs mit ihr von Liebe hätte reden sollen: er bat die **Donna Maria**, daß sie das Leichenbegängniß mit ansehen möchte, welches er dem **Don Felix** halten wollte. Die Zubereitung hatte einige Zeit erfordert, und die Pracht war dabey ausserordentlich. Er suchte sich diese Zeit über bey dieser Dame beliebt zu machen, und als sie erfahren, daß ihr Liebhaber selbst gewünschet hatte daß sie ihn heyrathen möchte, so willigte sie endlich darin. Die Hochzeit wurde mit aller möglichen Pracht gefeyert. Das Vergnügen folgte auf die Traurigkeit, und die Gastmale die bey dieser Gelegenheit gehalten wurden, waren um so viel prächtiger, da der ganze Adel des Königreichs **Murcia** Theil daran nahm.

Alt 3278

ULB Halle
3
005 603 137

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-313571-p0157-1

Belustigende Erzählungen

aus dem

Französischen übersetzt.

Frankfurth und Leipzig,
1765.

Farbkarte #13
B.I.G.
Blue Cyan Green Yellow Red Magenta White 3/Color Black
Inches Centimetres
Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-313571-p0159-5